Deutsche

Hand- und Hausbibliothek

Collection Spemann

Chateaubriands Werke

I

Atala — René
Der Letzte der Abencerragen

Uebersetzt und mit einer Einleitung versehen
von
Stephan Born

Berlin & Stuttgart
Verlag von W. Spemann

Druck der C. Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Einleitung.

Die französische Litteratur dieses Jahrhunderts beginnt mit Chateaubriands „Geist des Christentums". Napoleon Bonaparte hatte die Revolution geschlossen und die Kirchen wieder geöffnet. Er unterzeichnete sein Konkordat mit Rom im Jahre 1801, demselben Jahre, in welchem das eben genannte Werk des Vaters der christlich-französischen Romantik erschien. Chateaubriands „Geist des Christentums" kündete das Wiedererwachen der Restauration an, welche freilich erst nach Waterloo zur Herrschaft über Frankreich gelangen sollte. Es ist nicht das Christentum der Bibel und der Kirchenväter, nicht dasjenige des asketischen noch des ketzerverfolgenden Mittelalters, das Chateaubriand der voltairemüden und wieder glaubensdurstigen französischen Gesellschaft vorführte, es ist ein mit dichterischem Auge geschautes Phantasie-Christentum, in welchem die Empfindsamkeit der Rousseau- und Wertherperiode einen auffallend beträchtlichen Platz einnimmt. Die Weltflucht der vergangenen Zeiten hat eine große Wandlung erlitten und erscheint nun als Weltschmerz. Die markigen Glaubensstreiter aus den Tagen der Gregor und Innocenz sind zu philosophierenden Duldern wie René abgeschwächt, der alle Regungen des eignen Herzens mit selbstquälerischer Aufmerksamkeit verfolgt, mit zagem Finger den Pulsschlag seiner kranken Seele beobachtend, während draußen die Wirklichkeit eine der erschütterndsten Epopöen dichtet, Reiche zusammenstürzen und neue entstehen, die furchtbarsten Völkerkriege die Erde mit Menschenblut sättigen und durch ganz Europa der Schritt des neuen Cäsars erdröhnt.

Dieser Gegensatz von unmännlicher geistiger Selbstverzärtelung in einer sich eben ankündigenden neuen Litteraturrichtung und von gewaltigen Thaten, welche jede Tagespost erzählt, ist eine Erscheinung, die auch schon im letzten Jahrzehnt der deutschen Dichtung des vorigen Jahrhunderts uns in einer für unsre heutige Stimmung rätselhaften Weise entgegentritt. Die deutsche Romantik der Schlegel und Tieck und Hardenberg treibt ihre ersten Blüten,

während die französische Republik ihre siegreichen Scharen über den Rhein sendet. Eben verliert das alte deutsche Reich ein Stück nach dem andern von seinem ureignen Besitztume, und die neue Dichterschule schreibt Romane wie „Lucinde“ und „William Lovell“. Während der Donner der Kanonen ringsum seine furchtbare Stimme ertönen läßt, erscheinen Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ und dichtet Tieck seine süßliche „Genoveva“.

Die Schrecken der französischen Revolution waren verschwunden. Ihnen gegenüber erschienen konservativ angelegten Naturen die Schrecken der napoleonischen Kriege fast als eine Erlösung; in Frankreich namentlich, wo man den großen Feldherrn bei Beginn seiner wunderbaren Erfolge noch als einen Bahnbrecher für die im Exil lebenden Bourbonen betrachtete, und man von seiner Hand die Wiederaufrichtung von Thron und Altar erwartete, wandte die Dichtkunst sich zurück zu den im Jahrhundert Voltaires aufgegebenen religiösen Idealen; die Stimmung der wie aus einem blutigen Traume erwachenden und erleichtert aufatmenden aristokratischen Gesellschaft kam ihr dabei entgegen. Der erste Konsul hatte seinen Frieden mit Rom gemacht, Frankreich wurde wieder kirchlich gesinnt, was es trotz Voltaire und trotz der Revolution stets gewesen war.

Aber nicht bloß dem Inhalt, auch der Form nach war Chateaubriands Dichtung eine an die vorrevolutionäre Periode anknüpfende Neuerung. Im Jahrhundert Ludwigs XIV. hatte die französische Dichtung wesentlich die gebundene Sprache ausgebildet und den Vers zu einem vorher nie erreichten Glanze und Wohllaute geführt. Im darauffolgenden Jahrhundert gelangte dann die Prosa zu ihrer höchsten Vollendung. Neben der Präzision und Klarheit, der Geistesschärfe und feinen Ironie, dem Witze und Sarkasmus, welche sie einem Voltaire, Diderot und Beaumarchais verdankte, gewann sie die Wärme und den malerischen Reiz eines Rousseau und Bernardin de Saint-Pierre.

An die beiden letztgenannten großen Prosaisten knüpft Chateaubriand an. Er erhebt die Prosa zu einer mit dem Verse wetteifernden dichterischen Sprache, er schwelgt in Wortgemälden, er verfügt über einen Farbenreichtum, der das Entzücken seiner Zeitgenossen ausmacht, bis bald darauf Lamartine erscheint und die Glut der Chateaubriandschen Sprache in seinen Gedichten zur Wirkung bringt und so auch der französischen Lyrik jene Innerlichkeit gibt, die ihr bisher gefehlt hatte.

Uns, die wir gegenwärtig innerhalb der Reaktion gegen die idealisierende Darstellung uns befinden und den kleinmalenden Realismus in der Prosa überall als Sieger ausgezeichnet sehen, uns mag Chateaubriands Stil gar fremdartig erscheinen. Die Menschen, die er uns vorführt, sind keine alten Bekannten, die wir im Leben da und dort angetroffen; ihre Empfindungen sind nicht die unsrigen,

und ebensowenig wie wir in ihrer Gedankenwelt uns zu Hause fühlen, ist die Szenerie, in welcher sie auftreten, uns geläufig. Die Geschichten von „Atala“ und „René“ werden uns im Urwalde von Luisiana erzählt, und der Dichter wird zum Maler und wirkt durch alle Zauber einer uns fremden tropischen Welt auf unsre erregte Phantasie.

Als „Atala“ erschien, gab es Kritiker genug, welche den Verfasser in jeder seiner Zeilen kontrolierten und seine Schilderungen auf ihre naturwissenschaftliche Wahrheit prüften. Sie waren nicht selten im Rechte gegen ihn. Das that jedoch der Wirkung des „Gedichtes“, denn als solches bezeichnete Chateaubriand es selber, durchaus keinen Eintrag. „Atala,“ so lesen wir in der Vorrede zur ersten Ausgabe, „ist in der Einöde geschrieben worden, unter dem Hüttendache der Wilden. Ich weiß nicht, ob das Publikum an dieser Geschichte Gefallen finden wird, die ganz und gar außerhalb aller bekannten Geleise sich bewegt und Sitten schildert, welche Europa fremd sind. Es ist kein Abenteuer in Atala. Es ist eine Art halb beschreibenden, halb dramatischen Gedichts, alles beschränkt sich auf das Gemälde zweier Liebenden, die miteinander in der Einsamkeit plaudernd wandern, und in der Darstellung der Liebespein inmitten des Schweigens der Einöde. Ich habe es versucht, diesem Werke möglichst die antike Form zu geben; es ist in einen Prolog, eine Erzählung und einen Epilog geteilt. Die Hauptteile der Erzählung haben Aufschriften, wie „die Jäger“, „die Arbeiter“ u. s. w. So sangen in den ersten Jahrhunderten Griechenlands die Rhapsoden unter verschiedenen Titeln die Bruchstücke der Iliade und der Odyssee.“

Diese Worte kennzeichnen hinreichend die ästhetische Absicht des Dichters. Chateaubriand ist kein Realist, nicht einmal im Gegensatze zur bloßen konventionellen Poesie, wie Rousseau. Er steht Bernardin de Saint-Pierre näher, der angesichts einer von allen Lastern der Ueberzivilisation durchsetzten vornehmen Welt die schöne menschliche Natur in „Paul und Virginie“ schildert. Die Wilden, in deren Mitte uns Chateaubriand führt, sind selbst gegenüber den Cooperschen Indianern noch Idealgestalten. — „Ich bin nicht, wie Rousseau,“ sagt der Dichter von Atala, „ein Enthusiast für die Wilden; und obgleich ich vielleicht mich über die Gesellschaft ebensosehr zu beklagen habe, wie der Genfer Philosoph sie zu rühmen hatte, so glaube ich doch nicht, daß die reine Natur das schönste Ding der Welt sei. Ich habe sie überall, wo ich Gelegenheit hatte, sie zu beobachten, stets sehr häßlich gefunden. Weit entfernt von der Ansicht, daß der denkende Mensch ein ‚verderbtes Tier‘ sei, glaube ich vielmehr, daß der Gedanke den Menschen kennzeichnet. Mit dem Worte ‚Natur‘ hat man alles verdorben. Wir wollen die Natur malen, aber die schöne Natur; die Kunst soll sich nicht mit der Darstellung des Ungeheuerlichen beschäftigen.“

„René" ist die Fortsetzung von „Atala", unterscheidet sich aber von dieser Erzählung im Gesamttone. Der Stil ist minder malerisch, künstlerisch aber vollendeter. Nicht die äußere Szenerie, sondern die innere lebendige Welt der Seele will der Dichter schildern, und wie Goethe uns in den „Leiden des jungen Werther" einen Teil seines eignen Ich und des Selbsterlebten vorführt, so Chateaubriand in „René". Der französische Dichter brachte dreißig Jahre nach dem deutschen eine Zeitstimmung zur Darstellung, welche damals die französische aristokratische Jugend beherrschte. Die Ideen der französischen Revolution waren an ihr nicht spurlos vorübergegangen, und so entstand in den jungen Seelen ein Widerstreit zweier Geistesströmungen, von denen die eine der Vergangenheit, die andre der Neuzeit angehörte. Diese beiden Strömungen paralysierten sich gegenseitig und es entstand jener trostlose Seelenzustand, der in die Litteraturen aller europäischen Nationen ein pathologisches Moment einführte, das ungemein rasch sich verbreitete, bis in die jüngste Gegenwart noch seine Nachwirkung an sensitiven Naturen hatte und erst erstarb, als große weltbewegende Ereignisse an Stelle der passiven Selbstbespiegelung und Selbstquälerei die thätige Teilnahme an den Geschicken des neuen nationalen Lebens setzten.

Die dritte der hier dargebotenen Erzählungen Chateaubriands „Die Abenteuer des Letzten der Abencerragen" ist bald nach den beiden erstgenannten entstanden, doch hat sie der Dichter bis zum Sturze Napoleons zurückbehalten. Er fürchtete, unter einer Herrschaft, welche vergeblich Anstrengungen zur Unterjochung des spanischen Volkes machte, die Darstellung einiger ritterlichen Gestalten desselben zu veröffentlichen. Auch in dieser Erzählung spielt Selbsterlebtes eine nicht unbedeutende Rolle. Der Dichter hat freilich ein ganz fremdes Gewand angelegt, um sich unkenntlich zu machen, und es ist ihm dies auch in hohem Grade gelungen. Für junge Leser und Leserinnen war „Der Letzte der Abencerragen" stets ein Gegenstand des Entzückens. Es ist wie „Atala" ein Gedicht in Prosa, und so lange die Jugend für Poesie empfänglich bleibt, wird auch die Erinnerung an die letzten Kämpfe der Mauren und das Bild Granadas und der Alhambra auf sie eine unvergängliche Wirkung ausüben.

Stephan Born.

Atala.

Prolog.

Frankreich besaß ehemals in Nordamerika ein ausgedehntes Reich, das sich von Labrador bis an die Halbinsel Florida, und von der Küste des Atlantischen Meeres bis an die westlichsten Seen von Ober-Kanada erstreckte.

Vier große Flüsse, alle auf dem gleichen Gebirge entspringend, durchschnitten dieses ungeheure Gebiet: der Sankt-Lorenzstrom, nach Osten in den Golf gleichen Namens fließend; der Weststrom, der seine Fluten unbekannten Gewässern zuführt; der Fluß Bourbon, von Süden nach Norden in die Hudsonsbai fließend, und der Meschassippi*), der von Norden nach Süden strömend, sich in den Golf von Mexiko ergießt.

Dieser Fluß bewässert in seinem mehr als tausend Meilen langen Lauf eine herrliche Landschaft, welche die Eingebornen das neue Paradies nennen, während die Franzosen ihm den wohlklingenden Namen Louisiana gelassen haben. Hunderte von Zuflüssen des Meschassippi, wie der Missouri, der Illinois, der Ohio, der Arkansas,

*) Der wirkliche Name des Mississippi.

der Wabasch, der Tennessee, befruchten das Land mit ihrem Schlamm und bespülen es mit ihren Gewässern. Wenn die Regengüsse des Winters jene Flüsse geschwellt, und die Stürme ganze Wälder entwurzelt haben, dann liegen die der Erde entrissenen Bäume hoch aufgetürmt an ihren Quellen. Hier werden sie in kurzer Zeit mit Schlamm bedeckt, Lianen schlingen sich um ihre Aeste, überall treiben Pflanzen ihre Wurzeln, und die einzelnen Teile verwachsen allmählich zu einem zusammenhängenden Ganzen, das, von den schäumenden Wogen fortgerissen, wie eine schwimmende Insel den Meschassippi abwärts treibt; der Fluß bemächtigt sich derselben, führt sie dem Golf von Mexiko zu, wirft sie auf eine Sandbank und vermehrt auf solche Weise die Zahl seiner Mündungen. Am Fuße des Gebirges hinfließend, erhebt der Strom zuzeiten seine brausende Stimme; seine ausgetretenen Fluten bespülen die Säulenhallen der Wälder und die Pyramiden der Indianergräber; er ist der Nil der Einöden. Doch in der Natur vereinen sich stets liebliche mit großartigen Bildern; während die mittlere Strömung die Leichen der Fichten und Eichen*) dem Meere zutreibt, ziehen längs der beiden Seitenströmungen blühende Inseln von Pistien und Seerosen hinauf, deren gelbe Blumenkronen sich wie kleine Fähnchen über dem Wasser schaukeln. Grünschillernde Schlangen, blaue Reiher, rosenrote Flamingos, junge Krokodile sind die Passagiere dieser aus Blumen gebildeten Schiffe, die, ihre goldfärbenen Segel

---

*) Wir haben den Ausdruck „die Leichen der Fichten und Eichen" beibehalten, weil er zu Chateaubriands Zeit ein unendliches Für und Wider in der litterarischen Kritik hervorrief und gewissermaßen historisch geworden ist. (Anm. d. Uebers.)

im Winde entfaltend, in irgend einer entlegenen Bucht des Stromes ans Land stoßen.

Die beiden Ufer des Meschassippi bieten ein ganz außergewöhnliches Bild. Auf dem westlichen Ufer ziehen sich, soweit das Auge reicht, die Savannen hin, deren grüne Flächen sich in der Ferne mit dem Azur des Himmels zu verschmelzen scheinen. In diesen endlosen Prärien sieht man Herden von drei- bis viertausend wilden Büffeln umherirren. Bisweilen durchschneidet ein hochbetagter Büffel die Fluten und lagert sich in das hohe Gras auf einer der Inseln des Meschassippi. Mit den zwei Hörnern über der Stirne und den grauen, schlammbedeckten Barthaaren könnte man ihn für den Flußgott halten, der sich zufriedenen Auges an dem großartigen Anblick der Fluten und der wilden Pracht der Ufer erfreut.

Diesen Anblick gewährt das westliche Ufer, doch am gegenüberliegenden gestaltet sich das Bild zu dem bewunderungswürdigsten Kontrast. Bäume der verschiedensten Gestalt, von verschiedenster Färbung und verschiedenstem Wohlgeruch, teils über den Gewässern hängend, teils in Gruppen auf Felsen und Bergen oder in den Thälern zerstreut, verzweigen sich, wachsen ineinander, streben in die Lüfte zu einer Höhe empor, welche das Auge kaum zu erreichen vermag. Die wilde Rebe, Bignonien und Koloquinten schlingen sich um den Fuß der Bäume, klettern die Aeste und Zweige bis an die äußersten Spitzen empor, winden sich vom Ahorn hinüber zum Tulpenbaum, vom Tulpenbaum zur Alcea, tausend Grotten, Wölbungen und Bogen bildend. Oftmals ziehen diese Lianen von Baum zu Baum sich über Flußarme, über die sie eine Brücke von Blumen bauen. Mitten aus diesen Blumen-

gewinden erhebt die Magnolia ihre unbewegte Laubkrone, die, überragt von den großen, weißen Blüten, den ganzen Wald beherrscht und keinen andern Nebenbuhler duldet, als den Palmbaum, der neben ihr die fächerförmigen Blätter leise hin und her bewegt.

Zahllose Vögel, von der Hand des Schöpfers in diese Einsamkeit versetzt, verbreiten ein entzückendes Leben. Am Ende der Alleen erblickt man von Trauben berauschte Bären, die schwankend auf den Aesten der Ulmen sitzen; Karibus baden sich in einem See, schwarze Eichhörnchen spielen zwischen dem dichten Laubwerk; Spottvögel, virginische Tauben, so groß wie Sperlinge, hüpfen über den von Erdbeeren rot gefärbten Rasen, grüne Papageien mit gelbem Kopf, purpurrote Spechte, feuerfarbene Kardinal-Finken klettern die Cypressen hinan, Kolibris funkeln auf den Jasminblüten; an den Laubgewölben sich lianengleich schaukelnd, hängt zischend die Klapperschlange.

Wenn in den Savannen jenseits des Flusses alles Stille und Ruhe atmet, so ist hier dagegen alles Bewegung und schwirrendes Leben; das Hämmern der Schnäbel gegen den Stamm der Eichen, das Rascheln der dürren Blätter unter den Füßen der Tiere, die ruhig grasen oder Obstkerne zwischen ihren Zähnen zermalmen, das Rauschen der Wogen, leises Säuseln, dumpfes Brüllen, sanftes Girren erfüllen diese Einöde mit süßen wie mit wilden Tönen.

Doch wenn ein leichter Wind die Einsamkeit belebt, die schwebenden Gestalten in schaukelnde Bewegung versetzt, die weißen, azurblauen, grünen, rosenfarbenen Blumen- und Laubmassen miteinander vermischt, alle Farben sich verschmelzen, das Surren und Schwirren in geheimnisvolles Rauschen sich auflöst, dann dringen aus der Tiefe

des Waldes so seltsame Laute, und das Auge erblickt so Wunderbares, daß ich vergeblich versuchen würde, es denen zu schildern, deren Fuß diese Urwälder nie betreten hat.

Nach der Entdeckung des Meschassippi durch den Pater Marquette und den unglücklichen La Salle schlossen die ersten Franzosen, die sich in Biloxi und in Neu-Orleans niederließen, einen Bund mit den Natchez, einem mächtigen Indianerstamme, der in jenem Gebiete sehr gefürchtet war. Streit und Eifersüchteleien tränkten in der Folge die gastfreie Erde mit Blut. Unter jenen Wilden befand sich ein Greis, Namens Chactas*), dessen Alter, Weisheit und Lebenserfahrung ihn zum Patriarchen und Liebling des Volksstammes gemacht hatten. Wie dies bei allen Menschen der Fall ist, war er durch Unglück zur Tugend geführt worden. Nicht nur die Wälder der neuen Welt waren der Schauplatz seiner Leiden; diese verfolgten ihn auch bis an die Küsten von Frankreich. Durch eine schreiende Ungerechtigkeit in Marseille als Galeerensträfling gefangen gehalten, später jedoch der Freiheit wiedergegeben, war er Ludwig XIV. vorgestellt worden, hatte sich mit allen großen Männern seines Jahrhunderts unterhalten, den Festlichkeiten in Versailles beigewohnt, die Tragödien Racines und die Leichenreden Bossuets angehört, mit einem Wort, der Wilde hatte die zivilisierte Welt auf dem Höhepunkte ihres Glanzes kennen gelernt.

Zu seiner heimatlichen Erde zurückgekehrt, genoß Chactas seit mehreren Jahren der Ruhe, doch ließ der Himmel ihn diese Gunst teuer bezahlen: der Greis war blind geworden. Ein junges Mädchen begleitete ihn längs der Ufer des Meschassippi, wie Antigone die Schritte

*) Die melodische Stimme.

des Oedipus auf dem Kythäron leitete, oder wie Malvina dem Sänger Ossian auf den Felsen von Morven als Führerin diente.

Trotz der zahlreichen Ungerechtigkeiten, die Chactas von seiten der Franzosen erduldet hatte, war er ihnen in Liebe zugethan. Er erinnerte sich immer noch Fénélons, dessen Gast er gewesen war, und wünschte sich den Landsleuten jenes vortrefflichen Mannes nützlich erweisen zu können. Dazu bot sich eine günstige Gelegenheit. Ein Franzose, Namens René, von Leiden und Unglücksfällen heimgesucht, kam im Jahre 1725 nach Louisiana. Er schiffte den Meschassippi aufwärts bis zu den Natchez und verlangte von diesem Stamme als Krieger aufgenommen zu werden. Nachdem Chactas ihn befragt und ihn in seinem Entschlusse unerschütterlich gefunden hatte, nahm er ihn zu seinem Sohne an und gab ihm eine Indianerin, Celuta geheißen, zum Weibe. Kurze Zeit nach dieser Verbindung trafen die Wilden ihre Vorbereitungen zur Biberjagd.

Obwohl Chactas blind war, wird er von dem Rat der Alten, der Achtung wegen, welche alle Indianerstämme ihm zollten, zum Anführer des Zuges bestimmt. Es wird gebetet und gefastet, man befragt die Manitus, bringt Rauchopfer dar, verbrennt die Zungenbänder des Elentiers, und horcht, ob sie in der Flamme knistern, um den Willen der Geister zu erfahren; endlich, nachdem das Fleisch des geheiligten Hundes verzehrt ist, bricht der Trupp auf. René nimmt an dem Zuge teil. Die Gegenströmungen benutzend, fahren sie mit ihren Kähnen aus Baumrinde den Meschassippi aufwärts und gelangen in das Flußbett des Ohio. Es ist Herbst. Die weiten Ebenen von Kentucky breiten sich vor den erstaunten

Blicken des jungen Franzosen aus. In einer hellen Mondnacht, während die Natchez in ihren Kähnen schlafen und die Indianerflotte, ihre Segel aus Tierhäuten von einer leichten Brise geschwellt, lautlos dahingleitet, bittet René, der mit Chactas allein geblieben, diesen um die Erzählung seiner Schicksale. Der Greis willigt in sein Begehren, und neben ihm am Steuer der Piroge sitzend, beginnt er seine Erzählung.

Die Jäger.

Ein seltames Geschick, mein lieber Sohn, hat uns hier zusammengeführt. Du bist aus einem zivilisierten Menschen ein Wilder geworden, und aus mir, dem Wilden, hat der große Geist, in welcher Absicht weiß ich nicht, einen zivilisierten Menschen machen wollen. Unter entgegengesetzten Himmelsstrichen geboren, bist du hierher gekommen, um an meiner Seite Ruhe zu finden, und ich bin dir von der andern Seite entgegengekommen. So müssen wir wohl die Dinge dieser Welt von ganz verschiedenem Gesichtspunkte aus betrachten. Wer von uns beiden hat bei diesem Tausche am meisten gewonnen oder verloren? Das wissen die Geister, deren unweisester noch immer weiser ist als alle Menschen zusammen.

Bis zum nächsten Blütenmond*) ist der Schnee schon zehnmal und siebenmal und noch dreimal**) gefallen, seit

*) Monat Mai.

**) 73 Jahre.

meine Mutter an den Ufern des Meschassippi mich zur Welt brachte. Die Spanier hatten sich seit kurzer Zeit an der Pensacola-Bucht angesiedelt, doch in Louisiana war noch kein Weißgesicht zu finden. Ich hatte kaum zehnmal die Blätter welken gesehen, als ich mit meinem Vater, dem Krieger Utalissi, gegen die Muskogee, eine mächtige Völkerschaft in Florida, auszog. Wir vereinigten uns mit den Spaniern, unsern Verbündeten, und an einem Arm des Mobile entspann sich der Kampf. Areskui*) und die Manitus waren uns nicht günstig. Die Feinde triumphierten, mein Vater verlor sein Leben, ich selbst, als ich ihn verteidigen wollte, wurde zweimal verwundet. O! warum stieg ich damals nicht in das Reich der Seelen hinab! Doch die Geister verfügten anders über mich, ich wurde von den Flüchtlingen nach St. Augustine mitgeschleppt.

In dieser, von den Spaniern kurz vorher erbauten Stadt lief ich Gefahr, nach den Minen von Mexiko transportiert zu werden, als ein alter Kastilianer, namens Lopez, von meiner Jugend und Einfalt gerührt, mir einen Zufluchtsort anbot und mich seiner Schwester vorstellte, mit der er, da er unvermählt war, zusammenlebte.

Beide hegten für mich die zärtlichsten Gefühle, ich wurde mit großer Sorgfalt erzogen und von den besten Lehrern unterrichtet. Doch nachdem ich dreißig Vollmonde in St. Augustine zugebracht, ergriff mich ein Ekel an dem Leben der Städte. Ich schwand sichtlich dahin; bald blieb ich stundenlang unbeweglich sitzen, in die Betrachtung der fernen Waldesgipfel versenkt, bald fand man mich am

*) Der Kriegsgott.

Ufer eines Flusses, traurigen Blickes den dahinfließenden Wellen folgend. Ich zauberte mir den Wald vor Augen, den die klare Flut durchströmt hatte, und meine Seele vertiefte sich in die Einsamkeit.

Da ich dem Hang, der mich in die Wildnis zog, nicht zu widerstehen vermochte, trat ich eines Morgens vor Lopez, als Wilder gekleidet, in einer Hand Bogen und Pfeile, in der andern die abgelegte, europäische Kleidung. Ich übergab sie meinem edelmütigen Beschützer, zu dessen Füßen ich weinend niederfiel. Ich legte mir die abscheulichsten Namen bei und klagte mich selber der Undankbarkeit an. Doch, sagte ich zu ihm, du siehst es wohl, o mein Vater, ich sterbe, wenn ich nicht zu den Indianern zurückkehre.

Voller Bestürzung wollte Lopez mich meinem Plane abwendig machen. Er stellte mir vor, welchen Gefahren ich mich aussetzte, wenn ich von neuem in die Hände der Muskogee fiele. Doch als er sah, daß ich zu allem entschlossen war, vergoß er Thränen, und mich an sein Herz drückend rief er aus: „Geh', Kind der Natur, geh', und gewinne die unbeschränkte Freiheit wieder, die Lopez dir nicht rauben will. Wäre ich jünger, so würde ich dich in die Wildnis begleiten, denn auch mir ist sie in süßer Erinnerung geblieben, und dich in die Arme deiner Mutter zurückführen. Wenn du von neuem in deinen Wäldern bist, so denke bisweilen an den alten Spanier, der dich gastfreundlich aufnahm. Erweise deinem Nächsten Gutes und erinnere dich, daß deine erste Erfahrung, die du vom menschlichen Herzen gemacht, zu seinen gunsten sprach." Lopez endete seine Rede mit einem Gebet zu dem Gott der Christen, deren Glauben ich nicht hatte annehmen wollen, und wir trennten uns unter Schluchzen.

Ich wurde bald für meinen Undank bestraft. Unkundig des Weges, verirrte ich mich in den Wäldern und wurde von einem Trupp Muskogee und Seminolen gefangen genommen, wie Lopez es mir vorausgesagt hatte. An meiner Kleidung und an den Federn, die mein Haupt schmückten, erkannten sie mich als Natchez, doch in Rücksicht auf meine Jugend wurden mir nur leichte Fesseln angelegt. Simaghan, der Kriegshäuptling, fragte mich nach meinem Namen, ich erwiderte ihm: „Ich heiße Chactas und bin der Sohn des Utalissi, des Sohnes Miskus, die beide den Kriegern der Muskogee mehr als hundert Skalpe genommen haben.“ Simaghan sagte zu mir: „Chactas, Sohn des Utalissi, der ein Sohn war Miskus; freue dich, du wirst in dem großen Dorfe verbrannt werden.“ Ich entgegnete: „Es ist gut so,“ und stimmte meinen Totengesang an.

Obwohl ein Gefangener, konnte ich während der ersten Tage nicht umhin, meine Feinde zu bewundern. Der Muskogee, und besonders sein Verbündeter, der Seminole, ist von heiterem, liebevollem, zufriedenem Gemüt. Sein Gang ist leicht, sein Wesen offen und freundlich. Er spricht viel und mit Lebhaftigkeit, seine Sprache ist melodisch und gefällig. Selbst das Alter kann den Sachems jene harmlose Fröhlichkeit nicht rauben, und wie die alten Waldvögel vermischen sie ihre Lieder mit den neuen Melodien ihrer jungen Nachkommenschaft.

Die Weiber, welche den Trupp begleiteten, zeigten für meine Jugend zärtliches Mitleid und liebevolle Neugier. Sie fragten mich nach meiner Mutter, nach meinen ersten Lebensjahren, sie wollten wissen, ob man meine Wiege aus Moos an die blühenden Zweige des Ahorns, neben das Nest der kleinen Vögel gehängt, und ob der

Wind mich darin geschaukelt habe. Dann kamen tausend Fragen über den Zustand meines Herzens, sie erkundigten sich, ob ich eine weiße Hirschkuh in meinen Träumen gesehen und ob die Bäume des stillen Thales mir zugeflüstert hätten zu lieben. Ich antwortete unbefangen den Müttern, den Töchtern und den Weibern der Krieger, und sagte ihnen: „Ihr seid die Freude des Tages, und die Nacht liebt euch wie den Tau. Der Mensch entsprießt eurem Schoße, um sich an eure Brust und eure Lippen zu legen; ihr wißt zaubervolle Worte, die allen Schmerz beschwichtigen. Das sagte mir diejenige, die mich zur Welt brachte und mich nun nie mehr sehen soll! Auch sagte sie mir, daß die Jungfrauen verborgene Blumen sind, die man an einsamen Orten findet!"

Diese Schmeichelreden machten den Frauen große Freude, sie überhäuften mich mit allerlei Gaben; sie brachten mir die Milch der Kokosnuß, Ahornzucker, Maiskuchen, Bärenschinken, Biberfelle, Muscheln um mich zu schmücken und Moos für ein weiches Lager. Sie sangen, sie lachten mit mir, und darauf vergoßen sie Thränen, wenn sie daran dachten, daß ich verbrannt werden sollte.

In einer Nacht, als die Muskogee ihr Lager am Rande eines Waldes aufgeschlagen hatten, saß ich an dem Kriegsfeuer neben dem Jäger, der mich zu bewachen hatte. Plötzlich hörte ich das Rauschen eines Gewandes auf dem Rasen, und eine halb verschleierte Frau setzte sich mir zur Seite. Thränen rollten unter ihren Wimpern hervor, bei dem Scheine des Feuers sah ich ein kleines goldenes Kruzifix an ihrem Halse glänzen. Sie hatte regelmäßig schöne Gesichtszüge, auf ihrem Antlitz lag ein Ausdruck von Hoheit und Leidenschaftlichkeit, der einen unwiderstehlichen Reiz ausübte. Doch schien sie auch

sanfteren Empfindungen zugänglich zu sein, denn aus ihren Blicken strahlte gefühlvolles Mitleid und tiefe Trauer; ihr Lächeln war bezaubernd.

Ich hielt sie für die Jungfrau der letzten Liebe, jene Jungfrau, die man dem Kriegsgefangenen schickt, um ihm vor seinem Tode das höchste Glück zu gewähren. In dieser Ueberzeugung sagte ich stammelnd und mit einer Gemütsbewegung, die jedoch nicht die Furcht vor dem Scheiterhaufen hervorrief: „Jungfrau, du bist einer ersten Liebe wert und nicht geschaffen, den letzten Kuß eines dem Tode Verfallenen zu empfangen. Die Empfindungen eines Herzens, das bald aufhören wird zu schlagen, könnten nur schlecht zu deinen Gefühlen stimmen. Wie sollte man den Tod mit dem Leben verbinden? Ich würde mich zu schwer von dem Lichte des Tages trennen. Möge ein andrer glücklicher sein als ich, und die Liane mit der Eiche sich in einer langen Umarmung vereinen!"

Darauf erwiderte das junge Mädchen: „Ich bin nicht die Jungfrau der letzten Liebe. Bist du ein Christ?" Ich antwortete, daß ich den Geistern meiner Hütte treu geblieben sei. Bei diesen Worten machte die Indianerin eine unwillkürliche Bewegung und sagte: „Ich beklage dich, daß du nur ein Heide bist. Meine Mutter hat mich zur Christin gemacht; ich heiße Atala und bin die Tochter Simaghans mit den goldenen Armspangen, welcher der Kriegshäuptling dieses Trupps ist. Wir begeben uns nach Appalachicola, wo du verbrannt werden sollst."

Nachdem sie diese Worte gesprochen, erhob sich Atala und entfernte sich. —

Hier war Chactas gezwungen, seine Erzählung zu unterbrechen. Die Erinnerungen drängten sich in seiner Seele, Thränen stürzten aus den erloschenen Augen über

die welken Wangen, wie zwei Quellen, die, im tiefen Dunkel der Erde verborgen, sich durch den Wasserstrahl verraten, der durch die Felsenspalten hervorrieselt.

„O, mein Sohn," fuhr er endlich fort, „du siehst, daß Chactas nicht weise ist, trotzdem er im Rufe der Weisheit steht. Ach, mein liebes Kind, wenn der Mensch auch nicht mehr sehen kann, vermag er doch noch zu weinen!" Mehrere Tage verflossen; die Tochter des Sachem kam jeden Abend und wir tauschten süße Worte aus. Der Schlaf hatte meine Augen gemieden, und Atala lebte in meinem Herzen wie die Erinnerung an die Hütte meiner Väter.

Am siebzehnten Tage unsres Marsches, um die Zeit, wo die Eintagsfliege aus dem Wasser aufsteigt, betraten wir die große Savanne Alachua. Sie ist von Hügeln umringt, die, terrassenförmig ansteigend und sich bis in die Wolken erhebend, mit Wäldern aus Amberbäumen, Zitronenbäumen, Magnolien und Eichen bedeckt sind. Der Kriegshäuptling stieß den bei seiner Ankunft gebräuchlichen Schrei aus, und der Trupp lagerte sich am Fuße der Hügel. Man verwies mich in einige Entfernung, an den Rand einer jener, in Florida so häufig vorkommenden natürlichen Quellen. Man hatte mich an den Stamm eines Baumes gebunden, ein Krieger hielt ungeduldig neben mir Wache. Kaum befand ich mich seit einigen Augenblicken an jenem Orte, als Atala unter den Amberbäumen erschien, welche den Quell beschatteten. „Jäger," sagte sie zu dem Muskogeekrieger, „wenn du das Reh verfolgen willst, werde ich den Gefangenen hüten." Der Krieger machte einen Freudensprung bei diesen Worten der Tochter des Häuptlings und eilte von dem Gipfel des Hügels mit langen Schritten in die Ebene hinunter.

Ein wunderbares Rätsel, das Menschenherz. Ich, der ich so lebhaft gewünscht hatte, derjenigen, die ich liebte wie die Sonne, dies Geheimnis zu gestehen, ich war jetzt verwirrt, sprachlos, und ich glaube, ich hätte es vorgezogen, mich den Krokodilen der Quelle vorwerfen zu lassen, als mit Atala allein zu bleiben. Die Tochter der Wildnis war ebenso bewegt wie ihr Gefangener, wir beobachteten tiefes Schweigen, die Geister der Liebe hatten uns der Sprache beraubt. Endlich sagte Atala, ihre Bewegung bekämpfend: „Krieger, deine Bande sind schwach, du kannst mit leichter Mühe entfliehen.“ Diese Worte lösten den Bann meiner Zunge, und ich antwortete: „Meine Bande sind leicht, o Jungfrau!“ Ich vermochte nicht zu vollenden. Atala zögerte einige Augenblicke, darauf sprach sie: „Rette dich.“ Und sie löste die Stricke, die mich an den Stamm des Baumes fesselten. Ich ergriff den Strick, legte ihn in die Hand des fremden Mädchens, und indem ich ihre zarten Finger zwang, ihn festzuhalten, rief ich: „Nimm ihn zurück, nimm ihn zurück!“ — „Du bist ein Unbesonnener,“ sagte Atala mit bewegter Stimme. „Unglückseliger! Weißt du nicht, daß der Scheiterhaufen deiner wartet? Was verlangst du? Bedenkst du wohl, daß ich die Tochter eines mächtigen Sachem bin?“ — „Es gab eine Zeit,“ erwiderte ich unter Thränen, „wo auch mich meine Mutter in einem Biberfell auf dem Rücken trug. Mein Vater hatte auch eine schöne Hütte, und seine Rehe tranken Wasser aus tausend Bächen, doch nun irre ich heimatlos umher. Wenn ich nicht mehr bin, wird kein Freund etwas Gras über meinen Leib streuen, um ihn vor den Fliegen zu schützen. Mit dem Leichnam eines unglücklichen Fremden fühlt niemand Mitleid.“

Diese Worte rührten Atala. Ihre Thränen floßen in den Quell. „Ach," fuhr ich mit Lebhaftigkeit fort, „wenn dein Herz spräche wie das meinige! Steht uns die Wildnis nicht offen? Bieten die Wälder kein Versteck, uns darin zu verbergen? Bedürfen die Kinder der armen Hütten so vieler Dinge, um glücklich zu sein? O Mädchen, die du schöner bist als der erste Traum des jungen Gatten! O, meine Vielgeliebte, getraue dich, meinen Schritten zu folgen." Solches waren meine Worte. Atala antwortete mir mit zärtlichem Tone: „Mein junger Freund, du hast die Sprache der Weißen gelernt; es ist leicht, eine Indianerin zu hintergehen." — „Wie!" rief ich aus, „du nennst mich deinen jungen Freund? Ach! wenn ein armer Sklave ..." — „Nun!" sagte sie, sich über mich neigend, „ein armer Sklave ..." Ich fuhr mit leidenschaftlichem Feuer fort: „So möge ein Kuß ihn deiner Treue versichern!"

Atala willfahrte meinem Verlangen. Wie das Hirschkalb an den Blüten der rosenfarbenen Bäume zu hängen scheint, die er am jähen Abhange des Berges zart mit der Zunge erfaßt, so hing ich an den Lippen meiner Vielgeliebten.

Ach, mein teurer Sohn, der Freude folgt nur zu bald der Schmerz. Wer hätte geglaubt, daß Atala in dem Augenblicke, als sie mir den ersten Beweis ihrer Liebe gab, auch meine Hoffnungen vernichten würde? O, ihr weißen Haare des alten Chactas, wie groß war eure Bestürzung, als die Tochter des Sachem folgende Worte sprach: „O, schöner Gefangener, ich habe thörichterweise deinem Wunsche nachgegeben, doch wohin soll diese Leidenschaft uns führen? Meine Religion trennt mich auf immer von dir ... O, meine Mutter, was thatest du? ..."

Atala schwieg plötzlich und schien, ich weiß nicht was für ein unseliges Geheimnis zurückzudrängen, das ihren Lippen entschlüpfen wollte. Ihre Worte stürzten mich in Verzweiflung. „Nun wohl,“ rief ich aus, „so will ich ebenso unbarmherzig sein, wie du, ich werde nicht fliehen. Von Flammen umzüngelt wirst du mich sehen, du wirst die seufzenden Töne meines gemarterten Fleisches hören und voller Freude sein.“ Atala nahm meine Hände zwischen die ihrigen. „Armer, junger Heide,“ rief sie aus, „du flößest mir wirklich Mitleid ein! Willst du, daß ich alle Thränen meiner Seele vergieße? Wie beklage ich es, daß ich nicht mit dir fliehen kann! Deine Mutter hat dich zum Unglück geboren, o Atala! Warum wirfst du dich nicht in die Quelle, den Krokodilen zur Beute?“

In demselben Augenblicke ließen die Krokodile bei dem Nahen des Sonnenunterganges ihr Brüllen vernehmen. Atala wandte sich zu mir und sagte: „Laß uns diesen Ort meiden!“ Ich führte die Tochter Simaghans bis an den Fuß der Hügelketten, zwischen denen grasige Buchten sich bildeten und die ihre letzten Ausläufer in die Savanne erstreckten. Die Prärie lag in ihrer ruhigen Pracht da. Der Storch klapperte auf seinem Neste, die Wälder hallten wider von dem eintönigen Rufe der Wachtel, dem Geschrei der Papageien, dem Brüllen der Büffel und dem Wiehern der Seminolenrosse.

Wir verfolgten stumm unsern Weg. Ich schritt Atala zur Seite, sie hielt das Ende des Strickes, den ich ihr in die Hand gegeben. Wir vergoßen Thränen, zuweilen auch versuchten wir zu lächeln. Den Blick bald zum Himmel erhoben, bald zur Erde gesenkt, das Ohr dem Gesange der Vögel lauschend, einen stummen Gruß der scheidenden Sonne zusendend, uns zärtlich die Hände

drückend, mit bald stürmisch klopfenden, bald ruhiger schlagenden Herzen, während die Lippen leise die Namen Chactas und Atala flüsterten ... O, dieser erste Spaziergang an der Seite der Geliebten, wie mächtig muß die Erinnerung an ihn noch wirken, wenn sie nach so vielen leidensvollen Jahren das Herz des alten Chactas zu bewegen vermag!

Wie unbegreiflich ist der Mensch, wenn die Leidenschaft ihn beherrscht! Ich hatte den edelmütigen Lopez verlassen, mich allen Gefahren ausgesetzt, um meine Freiheit wiederzugewinnen, und in wie kurzer Zeit hatte der Blick eines Weibes meine Neigungen, meine Entschlüsse, meine Gedanken verwandelt! Meine Heimat, meine Mutter, meine Hütte und den entsetzlichen Tod vergessend, der meiner wartete, war ich gleichgültig gegen alles geworden, was nicht mit Atala zusammenhing. Unfähig, vernünftig über mein Schicksal nachzudenken, war ich gewissermaßen in Kindheit zurückgehalten, und weit entfernt, etwas zu thun, um mich den Leiden zu entziehen, die meiner harrten, hätte ich beinahe eines andern Hilfe bedurft, um mir Schlaf und Nahrung zu verschaffen.

Vergeblich also warf sich Atala, nach unserm Spaziergange in die Prärie, mir zu Füßen und beschwor mich von neuem, sie zu verlassen. Ich beteuerte, daß ich allein in das Lager zurückkehren würde, wenn sie sich weigerte, mich wieder an den Baum zu binden. So war sie gezwungen, mir zu willfahren, indem sie hoffte, mich ein andres Mal überreden zu können.

Am Morgen nach diesem Tage, der über das Geschick meines Lebens entschied, rastete der Trupp in einem Thale in der Nähe von Cuscowilla, dem Hauptlager der Seminolen. Dieser Indianerstamm bildet im Verein mit den

Muskogee und einigen andern Stämmen die Völkerschaft der Creeks. Mitten in der Nacht kam die Tochter des Palmenlandes zu mir. Sie führte mich in einen weiten Fichtenwald und suchte durch flehentliche Bitten mich zur Flucht zu bewegen. Ohne ihr zu antworten, nahm ich ihre Hand in die meine und zwang das scheue Reh, mit mir im Walde zu lustwandeln. Es war eine köstliche Nacht. Der Geist der Lüfte schüttelte sein blaues, von dem Wohlgeruche der Fichten durchduftetes Haar, und man atmete den schwachen Amberduft ein, den die unter den Tamarinden am Ufer der Flüsse lagernden Krokodile aushauchten. Der Mond glänzte an dem fleckenlosen Azurgewölbe und bestrahlte mit seinem perlweißen Lichte die schwankenden Baumgipfel der Wälder. Kein Laut ließ sich vernehmen, nur ein fernes Rauschen drang aus der Tiefe des Waldes, als ob der Geist der Einsamkeit seufzend über die endlose Prärie ziehe.

Zwischen den Bäumen gewahrten wir einen Jüngling, der, in der Hand eine Fackel haltend, dem Geiste des Frühlings glich, der die Wälder durchstreift, um die Natur aus ihrem Schlafe zu erwecken. Es war ein Liebender, der vor der Hütte der Geliebten sein Schicksal zu erfahren suchte.

Wenn die Jungfrau die Fackel löscht, so erhört sie seine Wünsche; verschleiert sie sich, ohne sie zu löschen, so weist sie den Gatten zurück.

Der Krieger, in den Schatten gleitend, sang mit gedämpfter Stimme diese Worte:

„Ich schreite dem Tageslichte voran auf den Gipfel der Berge, um meine einsame Taube zwischen den Eichen des Waldes zu suchen.

„Ich habe ihr eine Halskette von Muscheln angelegt,

drei rote bedeuten meine Liebe, drei violette meine Befürchtungen, drei blaue meine Hoffnungen.

„Mila hat Augen wie ein Reh, und ihr Haar ist so üppig wie ein Reisfeld, ihr Mund ist wie eine rosige, mit Perlen besetzte Muschel, und ihre Brüste sind wie zwei junge, fleckenlose Zicklein, am gleichen Tage von einer Mutter geboren.

„Möge Mila diese Fackel löschen! Möge ihr Mund mit duftendem Atem sich ihr nahen. Die Hoffnung des Stammes kniet zu ihren Füßen, und an der Wiege meines Sohnes werde ich dereinst meine Friedenspfeife rauchen!

„Ach, laß mich dem Tageslicht voran auf den Gipfel des Berges schreiten und meine einsame Taube zwischen den Eichen des Waldes suchen!"

So sang der Jüngling, dessen Worte mich bis auf den Grund der Seele bewegten und Atalas Wangen erblassen machten. Unsre verschlungenen Hände zitterten. Doch unsre Augen wurden von diesem Schauspiele abgezogen und auf ein, für uns nicht minder gefährliches gelenkt.

Wir kamen an dem Grabe eines Kindes vorüber, das die Grenze zwischen zwei Völkerschaften bildete. Wie es Brauch war, hatte man es an den Rand des Weges gelegt, damit die jungen Weiber, wenn sie an der Quelle Wasser schöpften, die Seele des unschuldigen Geschöpfes in sich aufnehmen konnten, um sie dem Vaterlande zurückzugeben. In diesem Augenblick sah man, wie junge Gattinnen, die sich danach sehnten, den süßen Mutternamen zu hören, mit halbgeöffneten Lippen die Seele des kleinen Kindes zu erhaschen suchten, die sie glaubten über den Blumen des Grabes schweben zu sehen. Darauf kam die wirkliche Mutter des Kindes, um eine Garbe Mais und

weiße Lilien auf den Hügel niederzulegen. Sie setzte sich auf den feuchten Rasen und sprach mit bewegter Stimme zu ihrem Kinde:

„Warum sollte ich dich beweinen, o mein Liebling? Wenn der junge Vogel groß wird, muß er seine Atzung selber suchen, und er findet in der Wildnis viel bittere Körner. Dir wenigstens sind die Thränen unbekannt geblieben, dein Herz wenigstens hat nicht die verzehrende Glut menschlicher Leidenschaft empfunden. Die Knospe, die in ihrer Hülle trocknet, vergeht mit all ihrem Duft wie du, o mein Sohn, und in ihrer ganzen Reinheit. Glücklich, die in der Wiege sterben, denn sie haben nur die Küsse und das Lächeln einer Mutter kennen gelernt!“

Schon von unserm eignen Herzen bezwungen, wurden wir tief bewegt durch solche Bilder mütterlicher Liebe und Zärtlichkeit, welche uns in der entzückenden Einöde zu begleiten schienen. Ich trug Atala in meinen Armen bis in die Tiefe des Waldes und sagte ihr Worte, die ich heute vergeblich auf meinen Lippen suchen würde. Der Südwind, mein teurer Sohn, verliert an Wärme, wenn er über die Eisberge weht. In dem Herzen eines Greises gleicht die Erinnerung an seine Liebe dem friedlichen Schein des Mondes nach dem glühenden Licht des Tages, wenn die Sonne untergegangen ist und Stille über den Hütten der Wilden liegt.

Wer konnte Atala retten? Wer es hindern, daß sie der Leidenschaft erlag? Nur ein Wunder, ohne Zweifel, und dieses Wunder geschah! Die Tochter Simaghans flehte zu dem Gott der Christen, sie warf sich zur Erde nieder und richtete ein inbrünstiges Gebet an ihre Mutter und an die reinste der Jungfrauen. Seit jenem Augenblicke, o René, habe ich einen hohen Begriff bekommen von

jener Religion, die in der Tiefe des Urwaldes und mitten in den Widerwärtigkeiten des Lebens dem Unglücklichen die reichsten Gaben verleiht; von jener Religion, die, ihre Macht der Glut der Leidenschaft entgegenstellend, allein genügt, diese zu bekämpfen, selbst da, wo alles sie begünstigt, das Geheimnis des Waldes, wie die Abwesenheit der Menschen, und der verschwiegene Schatten der Bäume. Ach, wie erhaben schien mir Atala in ihrer Einfalt und Unschuld, wie sie, vor einer alten umgestürzten Fichte wie am Fuße eines Altars knieend, innig zu ihrem Gott für den Geliebten flehte, obwohl er ein Heide war. Ihre zu dem Nachtgestirn erhobenen Augen und die von Thränen befeuchteten Wangen waren von unsterblicher Schönheit. Oftmals schien es mir, als wolle sie sich zum Himmel aufschwingen, oftmals auch glaubte ich jene Geister, welche der Gott der Christen den Einsiedlern der Wüste sendet, wenn er sie zu sich rufen will, auf den Strahlen des Mondes herniedersteigen zu sehen und ihre Stimmen zwischen den Zweigen der Bäume zu vernehmen. Und dies betrübte mich, denn ich befürchtete, Atala habe nur noch kurze Zeit auf der Erde zu weilen.

Sie vergoß jedoch so viel Thränen und zeigte sich so unglücklich, daß ich vielleicht eingewilligt und mich entfernt hätte, als der Totenruf durch den Wald hallte. Vier bewaffnete Männer fallen über mich her, wir waren vermißt worden, und der Häuptling hatte den Befehl gegeben, uns zu verfolgen.

Atala, deren stolzer Gang dem einer Königin glich, verschmähte es, mit den Kriegern zu reden. Sie warf ihnen einen hoheitsvollen Blick zu und begab sich zu Simaghan.

Sie vermochte nichts über ihn. Meine Wachen

wurden verdoppelt, meine Bande fester geknüpft, und die Geliebte ward fern von mir gehalten. Fünf Nächte verflossen, dann gewahrten wir Appalachicola, am Ufer des Flusses Chata-Uche gelegen. Jetzt werde ich mit Blumen bekränzt, man bemalt mir das Gesicht mit azurblauer und purpurroter Farbe, man hängt mir Perlen in die Nase und in die Ohren und in die Hand gibt man mir einen Chichikue*).

So zum Opfertode geschmückt, ziehe ich unter dem Geschrei der Menge in Appalachicola ein. Es schien um mein Leben geschehen zu sein, als plötzlich ein Horn ertönt, und der Mico oder das Stammesoberhaupt den Befehl erteilt, sich zu versammeln.

Du weißt, mein Sohn, welchen Martern die Kriegsgefangenen der Wilden unterworfen werden. Die christlichen Missionäre hatten mit Gefahr ihres Lebens und durch unermüdliche Liebeswerke mehrere Völkerschaften dahin gebracht, die Schrecken des Feuertodes durch eine ziemlich milde Gefangenschaft zu ersetzen. Die Muskogee hatten diesen Brauch noch nicht eingeführt, doch eine zahlreiche Partei sich dafür erklärt. Um über diese wichtige Frage zu entscheiden, hatte der Mico die Sachems zusammenberufen. Ich wurde an den Ort der Beratung geführt.

Nicht weit von Appalachicola erhob sich auf einer einsam gelegenen Anhöhe die Halle des Rates. Aus drei Säulenreihen bestand der zierliche Rundbau. Gegliederte und geschnitzte Cypressenstämme bildeten die Säulen, diese nahmen an Höhe und Umfang zu und an Zahl ab, je mehr sie sich dem, durch einen einzigen Pfeiler bezeichneten Mittel-

*) Musikinstrument der Wilden.

punkte näherten. Von diesem Pfeiler aus liefen Rindenstäbe über die andern Säulen hinweg, so das fächerförmige Dach der Halle bildend.

Der Rat versammelt sich. Fünfzig Sachems, in Mäntel aus Biberfellen gehüllt, lassen sich der Thüre der Halle gegenüber auf stufenförmigen Sitzen nieder. In ihrer Mitte befindet sich der Häuptling des Stammes, die als Zeichen des Krieges zur Hälfte bemalte Friedenspfeife in der Hand haltend. Zur Rechten der Sachems setzen sich fünfzig Weiber, in Gewänder aus Schwanenfedern gekleidet; die Kriegshäuptlinge, den Tomahawk in der Hand, das Haupt mit dem Federbusch geschmückt, Arme und Brust mit Blut bemalt, lassen sich zur Linken nieder.

Am Fuße des Mittelpfeilers brennt das Feuer des Rates. Der erste Zauberer, von den acht Tempelhütern umgeben, die in lange Gewänder gehüllt sind und auf dem Haupte eine ausgestopfte Eule tragen, gießt Amberbalsam in die Flammen, der Sonne ein Opfer darzubringen. Dieser dreifache Kreis der Sachems, der Matronen und Krieger, die Priester, die Weihrauchwolken, die Opferung, alles diente dazu, die Ratsversammlung zu einem ergreifenden Schauspiel zu machen.

Ich stand gefesselt mitten in der Versammlung. Nachdem das Opfer beendet war, ergriff der Mico das Wort und trug in einfacher Rede die Angelegenheit vor, um die er den Rat berufen hatte. Um seine Worte zu bekräftigen, warf er eine blaue Halskette in den Kreis.

Da erhob sich ein Sachem von dem Stamme des Adlers und sprach folgendermaßen:

„Mein Vater, der Mico, ihr Sachems, Matronen und Krieger der vier Stämme des Adlers, des Bibers,

der Schlange und der Schildkröte, wir wollen an den Bräuchen unsrer Väter nichts ändern, laßt uns den Gefangenen verbrennen und uns durch weichliche Schwäche unsern Mut nicht rauben. Es ist ein Brauch der Weißgesichter, den man euch vorschlägt, und kann deshalb nur Gefahr bringen. Gebt eine rote Halskette, die meine Worte bestätige. Ich habe gesprochen."

Und er warf eine rote Halskette in die Versammlung.

Darauf erhebt sich eine Matrone und spricht:

„Mein Vater, der Adler, du besitzest die Schlauheit des Fuchses und die vorsichtige Bedächtigkeit der Schildkröte. Ich will mit dir das Band der Freundschaft schließen und wir wollen zusammen den Baum des Friedens pflanzen. Doch den Brauch unsrer Väter, wenn er uns verderblich wird, wollen wir ändern. Laßt uns Sklaven halten, die unsre Felder bebauen und laßt uns das Geschrei der Gefangenen, welches das Herz der Mütter bewegt, nicht mehr hören. Ich habe gesprochen."

Wie die Wogen des Meeres, die während eines Unwetters am Ufer zerschellen, wie die dürren Blätter, welche der Herbstwind emporwirbelt, wie das Schilfrohr am Ufer des Meschassippi, wenn es bei einem plötzlichen Sturm sich biegt und wieder in die Höhe richtet, wie ein Rudel Hirsche, das tief im Walde sein Geschrei ertönen läßt, so braust und summt es in der Versammlung. Die Sachems, die Matronen, die Krieger sprechen nacheinander oder alle zu gleicher Zeit. Die Meinungen sind geteilt, des einen Interesse widerstreitet dem des andern, die Versammlung ist im Begriff, sich aufzulösen, doch endlich trägt der althergebrachte Brauch den Sieg davon und ich werde zum Feuertode verurteilt.

Eines besondern Umstandes wegen wurde meine Hinrichtung aufgeschoben; das Fest der Toten oder das Fest der Seelen stand nahe bevor, und es ist Sitte, keinen Gefangenen während der, dieser Feierlichkeit geweihten Tage zum Tode zu führen. Ich wurde streng bewacht und ohne Zweifel entfernten die Sachems die Tochter Simaghans, denn ich sah sie nicht wieder.

Indessen strömten aus allen Richtungen die Völkerschaften herbei, um das „Fest der Seelen" zu feiern. Man hatte an einem entlegenen Orte ein langes Gebäude gezimmert. An dem bestimmten Tage wurden in jeder Hütte die Gebeine der Verstorbenen aus ihren besondern Gräbern ausgegraben und die Skelette, je nach der Familie geordnet, an den Wänden des „gemeinsamen Saales der Väter" aufgehängt. Ein Sturm hatte sich erhoben und die Winde heulten, die Bäume des Waldes und die Wasserfälle rauschten, während die Sachems der verschiedenen Stämme Friedensverträge und Bündnisse über den Gebeinen ihrer Väter abschlossen.

„Durch mancherlei Spiele wird die Leichenfeier verherrlicht. Zwei Jungfrauen ringen um eine Weidengerte. Die schlanken Finger hüpfen auf und nieder an dem über ihren Köpfen erhobenen Stabe. Die schönen nackten Füße verschlingen sich, die Lippen begegnen, ihr süßer Atem vermischt sich; sie neigen sich zur Erde und ihre Haarwellen fließen ineinander; sie blicken auf ihre Mutter und erröten; man ruft ihnen Beifall zu. Der Zauberer ruft Mischabu, den Geist des Wassers, an. Er erzählt von den Kriegen des großen Hasen gegen Matchimanitu, den Geist des Bösen. Er erzählt, wie der erste Mensch und Atahensic, das erste Weib, aus dem Himmel verwiesen wurden, weil sie ihre Unschuld verloren hatten; wie die

Erde von Bruderblut gerötet wurde; wie der ruchlose Juskeka den gerechten Tahuistsaron verdirbt; wie auf das Gebot des großen Geistes die Sintflut über die Erde kommt, wie Massu allein in seinem Kahn aus Baumrinde gerettet und der Rabe ausgeschickt wird, um das feste Land aufzufinden; er erzählt auch von der schönen Endaë, welche durch den lieblichen Gesang ihres Gatten aus dem Reiche der Seelen gelockt wird.

Nach diesen Spielen und Gesängen machte man sich daran, den Verstorbenen ihre letzte Grabstätte zu bereiten.

An den Ufern des Flusses Chata-Uche befindet sich ein wilder vom Volksglauben geheiligter Feigenbaum. Die Indianermädchen pflegten an jenem Ort ihre aus Bast geflochtenen Gewänder zu waschen und sie an den Zweigen des ehrwürdigen Baumes dem Winde der Wildnis auszusetzen. Dort hatte man ein ungeheures Grab gegraben. Einen Sterbegesang anstimmend, verläßt die Menge die Totenhalle; jede Familie trägt die geheiligten Ueberreste ihrer Verstorbenen; an dem gewählten Orte angelangt, werden sie in die Grube versenkt, die einzelnen Reihen getrennt durch Bären- und Biberfelle; darauf erhebt sich der Grabhügel, auf den der „Baum der Thränen und des Schlafes“ gepflanzt wird.

Die Menschen sind zu beklagen, mein teurer Sohn! Diese selben Indianer, die so rührende Gebräuche haben, diese selben Frauen, die mir ein so zärtliches Mitleid bewiesen hatten, begehrten jetzt mit lautem Geschrei, daß ich zum Scheiterhaufen geführt würde, und ganze Völkerschaften verzögerten die Rückkehr zu ihren heimischen Hütten, um sich an den entsetzlichen Todesqualen eines Jünglings zu weiden.

„In einem nach Norden gelegenen Thale, unweit des

großen Dorfes, erstreckte sich ein Cypressenwald, der „blutige Wald“ geheißen. Der Weg dorthin führte durch die Ueberreste eines jener Denkmäler, die in undenkliche Zeiten hineinreichen und das Werk eines jetzt unbekannten Volkes sind. Inmitten dieses Waldes war ein freier Platz ausgehauen, auf welchem die Kriegsgefangenen geopfert wurden und zu dem ich im Triumph geleitet wurde. Alles wird für meinen Tod vorbereitet, der Pfahl Areskuis wird in die Erde gepflanzt, Fichten, Ulmen, Cypressen fallen unter der Axt, der Holzstoß erhebt sich, für die Zuschauer werden Sitze aus Zweigen und Baumstämmen errichtet. Ein jeder sinnt darauf, welcher Marter er mich unterwerfen könnte, der eine nimmt sich vor, mir die Kopfhaut abzureißen, der andre, mir mit einer glühenden Axt die Augen auszubrennen. Ich stimme meinen Totengesang an:

„Ich fürchte mich vor keinem Schmerz, ich bin tapfer, und ich trotze euch, ihr Muskogee, ich verachte euch, mehr als die Frauen. Mein Vater Utalissi, der Sohn Miskus, hat aus der Hirnschale eurer größten Krieger getrunken, und ihr werdet meinem Herzen keinen Seufzer entlocken.“

Durch meinen Gesang gereizt, durchbohrte einer der Krieger mir den Arm mit einem Pfeil; doch ich sprach nur: „Bruder, ich danke dir.“

Trotz des Eifers meiner Henker konnten die Vorbereitungen zu meinen Todesqualen vor Sonnenuntergang nicht beendet werden. Man fragte den Zauberer um Rat, der es verbot, die Geister der Schatten zu stören, und so wurde mein Tod noch bis zum nächsten Tage aufgeschoben. Doch in ihrer Ungeduld, das Schauspiel zu genießen und auch, um mit Tagesanbruch sogleich zur

Stelle zu sein, verließen die Indianer den „blutigen Wald“ nicht; sie zündeten große Feuer an und verbrachten den Abend mit Gesängen und Tänzen.

Man hatte mich unterdessen auf dem Rücken ausgestreckt auf die Erde gelegt und mich mit Stricken um Hals, Füße und Arme an Pfähle gebunden, die in einiger Entfernung von mir in die Erde gerammt waren. Auf den Stricken lagen Krieger hingestreckt, und ich konnte keine Bewegung machen, die sich ihnen nicht mitgeteilt hätte. Die Nacht rückt vor, die Gesänge und Tänze hören allmählich auf, die Feuer werfen nur noch einen roten Schein, in dem die Schatten einzelner Wilden sich bewegen; alles überläßt sich dem Schlummer: je mehr die menschlichen Laute verstummen, um so lauter wird es in der Wildnis, und auf das wirre Durcheinander der Stimmen folgen die klagenden Töne des Windes, der durch die Wipfel der Bäume rauscht.

Es war um die Stunde, wo die jungen Mütter plötzlich mitten in der Nacht aus dem Schlafe aufschrecken, weil sie das Schreien ihres neugebornen Kindes zu vernehmen glauben, das nach seiner süßen Nahrung verlangt. Die Augen zum Himmelsgewölbe erhoben, an dem die Mondsichel durch die Wolken glitt, sann ich über mein Geschick nach. Atala erschien mir als ein Ungeheuer von Undank. Mich in dem Augenblicke zu verlassen, wo die grausamsten Qualen meiner warteten, nachdem ich mich dem Flammentode geweiht hatte, um nicht von ihr zu gehen! Und doch fühlte ich, daß ich sie immer noch liebte, und daß ich mit Freuden für sie sterben würde.

In den Momenten höchster Freude scheint ein innerer Trieb uns anzuspornen, den flüchtigen Augenblick zu nutzen, doch in den Momenten höchsten Schmerzes be-

mächtigt sich unsrer im Gegenteil eine gewisse Betäubung; die thränenmüden Augen schließen sich unwillkürlich, und so macht die Güte der Vorsehung sich selbst in unserm Unglücke noch fühlbar. Wider meinen Willen überließ ich mich dem tiefen Schlafe, der bisweilen den Trostbedürftigen auf kurze Zeit seinen Leiden entrückt. Ich träumte, daß ich meiner Fesseln entledigt würde, und ich glaubte die Erleichterung eines mit Ketten Belasteten zu empfinden, dessen Bande von hilfreicher Hand gelockert werden.

Diese Empfindung wurde so lebhaft, daß ich die Wimpern hob. Bei dem Scheine des Mondes, dessen Licht sich zwischen zwei Wolken hindurch stahl, erblickte ich eine große weiße Gestalt, die sich über mich neigte und schweigend meine Bande löste. Ich war im Begriff einen Schrei auszustoßen, als eine Hand, die ich augenblicklich erkannte, sich mir auf den Mund legte. Ein einziger Strick blieb noch übrig, doch schien es unmöglich, ihn zu durchschneiden, ohne einen Krieger zu berühren, der ihn völlig mit seinem Körper deckte. Atala faßt ihn vorsichtig mit der Hand, der Krieger erwacht halb aus seinem Schlafe und richtet sich auf. Atala bleibt regungslos, die Augen auf ihn geheftet, stehen. Der Indianer glaubt den Geist der Ruinen zu erblicken, er legt sich von neuem nieder und schließt, zu seinem Wanitu betend, die Augen. Der Strick ist durchschnitten. Ich erhebe mich, ich folge meiner Befreierin, welche mir das Ende eines Bogens reicht, dessen andres Ende sie in der Hand hält. Doch wie viel Gefahren bedrohen uns noch! Bald sind wir nahe daran, an einen schlummernden Wilden zu stoßen, bald werden wir von einer Wache angehalten, auf deren Frage Atala mit verstellter Stimme Antwort gibt. Kinder schreien, Doggen bellen. Kaum sind wir dem unheilbringenden

Kreise entronnen, als wildes Gebrüll im Walde ertönt. Das Lager gerät in Aufruhr, tausend Feuer werden angezündet, Indianer eilen mit Pechfackeln nach allen Richtungen, wir beschleunigen unsre Schritte.

Als das Morgenrot über den Appalachen aufstieg, waren wir schon weit entfernt. Wie glückselig war ich, als ich mich abermals mit Atala, meiner Befreierin, die mir für immer angehören wollte, in der Wildnis allein befand. Meine Zunge fand keine Worte, ich fiel auf die Kniee nieder und sagte zu der Tochter Simaghans: „Der Mensch ist nicht viel, doch wenn die Geister zu ihm herabsteigen, ist er nichts mehr; du bist ein Geist, du bist zu mir gekommen, und ich kann in deiner Nähe nicht reden." Atala reichte mir die Hand und sagte lächelnd: „Ich muß dir wohl folgen, da du nicht ohne mich fliehen wolltest. In dieser Nacht habe ich den Zauberer durch Geschenke bestochen, deine Henker mit Feuerwasser berauscht, und ich habe mein Leben für dich gewagt, da du das deine für mich hingeben wolltest. Ja, mein junger Freund," fügte sie in einem Tone zu, der mich erschreckte, „das Opfer wird ein gegenseitiges sein."

Atala übergab mir die Waffen, die sie vorsorglich mitgenommen hatte; darauf verband sie meine Wunde. Sie trocknete sie mit einem Papayablatte und netzte sie mit ihren Thränen. „Du gießest Balsam auf meine Wunde," sagte ich zu ihr." — „Ich fürchte vielmehr, daß es Gift ist," erwiderte sie. Darauf zerriß sie den Schleier, der ihren Busen verhüllte und machte eine Kompresse daraus, die sie mit einer Locke ihres Haares befestigte.

Die Trunkenheit, welche bei den Wilden lange andauert und für sie gewissermaßen eine Krankheit ist, hinderte sie ohne Zweifel während der ersten Tage, uns zu

verfolgen. Wenn sie uns später auch suchten, so schlugen sie wahrscheinlich die Richtung nach Westen ein, in der Ueberzeugung, wir hätten versucht, die Ufer des Meschassippi zu gewinnen. Wir hatten jedoch unsern Weg dem unbeweglichen Gestirn*) zugewendet, uns nach dem Moose an den Baumstämmen richtend.

Bald mußten wir die Bemerkung machen, daß mit meiner bloßen Befreiung wenig gewonnen war. Vor uns lag die Wildnis in ihrer endlosen Ausdehnung. Was sollte aus uns werden, die wir in allem, was das Leben in den Urwäldern erforderte, unerfahren, dazu von unserm eigentlichen Wege abgekommen waren und aufs Geratewohl umherirrten? Oft, wenn ich Atala anblickte, dachte ich an die Erzählung von Hagar in der Wüste, die Lopez mich hatte lesen lassen, und die vor langen Zeiten geschehen ist, damals, als die Menschen noch dreimal das Alter der Eiche erreichten.

Atala verfertigte mir einen Mantel aus dem Bast des Eschenbaumes, denn ich war beinahe unbekleidet, und sich der Borsten des Stacheltieres bedienend, stickte sie auf das Fell der Bisamratte zierliche Muster zu Mokassins. Ich meinerseits trug Sorge, sie zu schmücken. Bald setzte ich ihr auf das Haupt einen Kranz blauer Malven, die wir auf unserm Wege an den verlassenen Grabstätten der Indianer fanden, bald reihte ich die roten Beeren der Azalea zu einer Halskette aneinander, und dann lächelte ich, wenn ich die Geliebte in ihrer wunderbaren Schönheit betrachtete.

Kamen wir an einen Fluß, so fügten wir ein Floß aus Baumstämmen zusammen, oder wir schwammen hin-

*) Norden.

über. Atala stützte sich mit der Hand auf meine Schulter, und wie zwei dahinziehende Schwäne teilten wir die einsamen Fluten.

Während der heißesten Stunden des Tages suchten wir oftmals Schutz unter dem Moose der Zedern. Die meisten Bäume in Florida, besonders aber die Zeder und die Eiche, sind mit weißem Moose bedeckt, das von ihren Zweigen bis zur Erde herabhängt. Wenn man in der Nacht, beim Scheine des Mondes, in der weiten Savanne einen einzeln stehenden, mit diesem weißen Behang geschmückten Eichbaum erblickt, so könnte man ihn für ein Gespenst mit lang nachschleppenden Gewändern halten. Bei hellem Tage ist der Anblick nicht minder malerisch, denn zahllose Schmetterlinge, glänzende Fliegen, Kolibris, grüne Papageien, azurblaue Holzhäher setzen sich auf das Moos, das alsdann einem gestickten Teppiche gleich sieht, der auf weißem Grunde glänzende Insekten und buntschillernde Vögel trägt.

In so köstlichen Herbergen, die der große Geist selbst eingerichtet, pflegten wir im kühlen Schatten der Ruhe. Doch wenn die Winde vom Himmel herniederstiegen, daß die große Zeder zu schwanken begann und sie das auf ihren Zweigen erbaute luftige Schloß mit seinen Vögeln und den in seinem Schatten ruhenden Wanderern entführen zu wollen schien, wenn in den Bogen und Wölbungen des leichten Gebäudes seufzende und klagende Laute ertönten, dann konnten alle Wunderwerke der alten Welt sich mit diesem Wunder der Wildnis nicht messen.

Jeden Abend zündeten wir ein großes Feuer an und schlugen unser Zelt auf, das aus einer, über vier Pfähle gelegten Baumrinde bestand. Wenn ich ein wildes Huhn, eine Holztaube oder einen Fasan getötet hatte, so hingen

wir sie vor dem Feuer an eine, in die Erde gesteckte Stange, und überließen es dem Winde, die Beute des Jägers am Spieße zu drehen. Wir nährten uns auch von Moos, süßer Birkenrinde und Maiäpfeln, die einen, der Pfirsich und Himbeere ähnlichen Geschmack haben. Der schwarze Nußbaum, der Ahorn und Sumach lieferten den Wein auf unsre Tafel. Bisweilen suchte ich zwischen dem Schilfrohr eine Blume, deren längliche, tutenförmige Blüte ein Glas des reinsten Taues enthält. Wir segneten die Vorsehung, die mitten in verderblichen Sümpfen diese klare Quelle in dem schwachen Kelche einer Blume entspringen läßt, wie sie in das von Schmerz zerwühlte Herz die Hoffnung legt, wie sie aus dem Elend des menschlichen Lebens die höchste Tugend erweckt.

Leider entdeckte ich bald, daß ich mich über die scheinbare Ruhe Atalas täuschte. Je weiter wir uns entfernten, um so trauriger wurde sie. Oftmals erbebte sie ohne sichtlichen Grund und wandte hastig den Kopf zurück. Ich überraschte sie, wie sie einen leidenschaftlichen Blick auf mich richtete und ihn darauf schwermütig zum Himmel erhob. Was mich besonders erschreckte, war ein Geheimnis, ein auf dem Grunde ihrer Seele verborgener Gedanke, den ich in ihren Augen las. Mich wechselweise an sich ziehend und wieder zurückstoßend, meine Hoffnungen erweckend und sobald ich glaubte, ihrem Herzen etwas näher getreten zu sein, sie wieder vernichtend, befand ich mich ihr gegenüber stets auf demselben Punkte. Wie oft sagte sie zu mir: „O mein Geliebter! Ich liebe dich wie den Schatten der Wälder bei den heißesten Stunden des Tages! Du bist schön wie die Wildnis mit ihren Blumen und ihren erquickenden Winden. Wenn ich mich zu dir neige, so erbebe ich; wenn meine Hand die deinige berührt,

so ist mir, als müsse ich sterben. Kürzlich wehte der Wind deine Haare über mein Gesicht, während du an meinem Busen ruhtest, und ich glaubte die leise Berührung unsichtbarer Geister zu empfinden. Ja, ich habe das Reh auf dem Berge von Occone gesehen und die Reden lebensmüder Greise gehört, doch das sanfte Reh ist nicht so lieblich und die Weisheit der Greise nicht so überzeugend, wie deine Worte. Und doch, mein armer Chactas, kann ich niemals deine Gattin werden."

Das fortwährende Schwanken Atalas zwischen ihrer Liebe und ihrer Religion, ihre hingebende Zärtlichkeit bei ihrem spröden Wesen, ihr stolzer Charakter bei ihrem empfindsamen Gemüte, ihre Seelengröße in wichtigen und ihre Empfindlichkeit in kleinen Dingen machten sie zu einem mir unbegreiflichen Wesen.

Nachdem wir fünfzehn Nächte gewandert waren, gelangten wir an den Fuß des Alleghany-Gebirges und an einen Arm des Tennessee, eines Nebenflusses des Ohio. Mit Hilfe der Ratschläge Atalas zimmerte ich einen Kahn, den ich mit dem Harze des Pflaumenbaumes bestrich, nachdem ich die einzelnen Rindenstücke vermittelst der Wurzeln des Tannenbaumes zusammengefügt hatte. Darauf bestiegen wir ihn und überließen uns der Strömung des Flusses.

Das Indianerdorf Sticoä mit seinen pyramidenförmigen Gräbern und seinen verfallenen Hütten zeigte sich, als wir einen vorspringenden Berg umschifft hatten, zu unsrer Linken, zur Rechten ließen wir das Thal Keow liegen, das in der Ferne begrenzt wird durch die Hütten von Jore, die sich an den Abhang des gleichnamigen Berges lehnen. Der Strom, auf dem wir hintrieben, floß zwischen hohen, steilen Ufern, hinter welchen die unter-

gehende Sonne versank. Die tiefe Einsamkeit wurde durch keines Menschen Schritt gestört. Nur ein indianischer Jäger stand, auf seinen Bogen gestützt, unbeweglich auf der Spitze eines Felsens und glich einer Bildsäule, die dem Geiste der Wildnis errichtet worden.

Wir unterbrachen durch keinen Laut das Schweigen in der Natur. Plötzlich aber erhob die Tochter Simaghans ihre bewegte, schwermütige Stimme und besang die heimatliche Erde, die sie verstoßen hatte:

„Glücklich sind, die nicht den Rauch von dem Herde der Fremden gesehen haben, und die sich nur zu dem Mahle ihrer Väter setzen!

„Wenn der blaue Häher des Meschassippi zu der Nonpareille aus Florida sagen würde: Warum klagst du so traurig? hast du nicht gutes Wasser hier und den schönen Schatten der Bäume und dieselbe Nahrung, wie in deinen Wäldern? — Ja, würde die flüchtige Nonpareille antworten, doch mein Nest ist in den Jasminblüten, und wer wird es mir bringen. Und die Sonne meiner Prärie, hast du sie auch?

„Glücklich sind, die nicht den Rauch von dem Herde der Fremden gesehen haben, und die sich nur zu dem Mahle ihrer Väter setzen!

„Nach mehrstündigem Marsche läßt der Wanderer sich traurig nieder. Um sich herum sieht er die Dächer menschlicher Wohnungen; der Wanderer hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen könnte. Er klopft an die Hütte, er stellt seinen Bogen hinter die Thür und bittet um gastliche Aufnahme; doch eine Bewegung mit der Hand weist ihn ab; der Wanderer nimmt seinen Bogen und kehrt zurück in die Wildnis.

„Glücklich sind, die nicht den Rauch am Herde des

Fremden gesehen haben, und die sich nur zum Mahle ihrer Väter setzen!

„Wunderbare Geschichten erzählt am freundlichen Herdfeuer, zärtliche Ergüsse des Herzens, süße Gewohnheit zu lieben, daran das Leben sich nährt; wie sonst fließen die Tage derer, die ihre Heimat nicht verlassen haben! Ihre Gräber sind in heimatlicher Erde, der untergehenden Sonne zugewendet; Freundesklagen und das Murmeln seliger Geister umwehen sie.

„Glücklich sind, die nicht den Rauch am Herde des Fremden gesehen haben, und die sich nur zum Mahle ihrer Väter setzen."

So sang Atala. Nichts unterbrach ihre Klagen, als das kaum merkliche Plätschern der Wellen, wenn der Kahn darüber hinglitt. An einigen Stellen nur wurde ihre Stimme von einem schwachen Echo zurückgeworfen, das sie zwei- bis dreimal, immer schwächer werdend, wiederholte; man hätte meinen können, die Seelen zweier Liebenden, die nicht glücklicher gewesen als wir, hätten, herbeigelockt von der rührenden Melodie, die letzten Töne derselben in Seufzern ausgehaucht.

Die Einsamkeit jedoch, das ununterbrochene Beisammensein, unser Unglück selbst, verdoppelten mit jedem Augenblicke unsre Liebe. Atalas Kräfte schwanden dahin, und die Leidenschaften, indem sie ihren Körper schwächten, begannen über ihre Tugend zu triumphieren. Sie betete unaufhörlich zu ihrer Mutter, deren zürnenden Schatten sie versöhnen zu wollen schien. Bisweilen fragte sie mich, ob ich nicht eine klagende Stimme höre, ob ich nicht Flammen aus der Erde hervorzüngeln sehe. Und ich, von Anstrengungen erschöpft, doch immer von dem glühenden Verlangen beseelt, sie zu besitzen, und fürchtend, daß wir

vielleicht rettungslos in den Wäldern umkommen würden, ich war hundertmal auf dem Punkte, mein Weib in die Arme zu nehmen, und hundertmal machte ich ihr den Vorschlag, an diesen Ufern eine Hütte zu bauen und uns darin von den Menschen abzuschließen. Aber sie leistete mir stets Widerstand. „Bedenke, mein junger Freund,“ sagte sie zu mir, „daß ein Krieger sich seinem Heimatlande schuldet. Was bedeutet eine Frau im Vergleich zu den Pflichten, die du zu erfüllen hast? Fasse Mut, Sohn des Utalissi, murre nicht gegen dein Geschick. Das Herz des Menschen ist gleich dem in den Gewässern sich bildenden Schwamme, der bei heiterem Wetter die klare Flut in sich aufnimmt, doch wenn der Himmel das Wasser getrübt hat, von Schlamm und Sand aufgebläht wird. Hat der Schwamm trotzdem das Recht zu sagen: Ich glaubte, es gebe keine Gewitter, und die Sonne versende keine sengenden Strahlen?“

O René, wie du die Leiden des Herzens fürchtest, so meide die Einsamkeit; die großen Leidenschaften entziehen sich dem Blicke der Menschen, und sie in die Wildnis tragen, heißt ihnen volle Gewalt über uns geben. Von Sorgen und Befürchtungen niedergedrückt, jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, den feindlichen Indianern in die Hände zu fallen oder von den Fluten verschlungen zu werden, von Schlangen gebissen, von Insekten umschwärmt, mit Mühe die elendeste Nahrung findend, und nicht mehr wissend, nach welcher Richtung unsre Schritte wenden, schien es uns, als müßten unsre Leiden jetzt ihren Gipfel erreicht haben, als ein furchtbares Naturereignis sie noch vermehrte.

Siebundzwanzigmal hatten wir den Aufgang der Sonne gesehen, seit wir unsre Hütten verlassen, der

Feuermond*) hatte seinen Lauf begonnen und alles kündete ein Gewitter an. Um die Stunde, wo die Indianerfrauen das Gerät ihrer Feldarbeit an die Zweige des Säbenbaumes hängen und die Papageien in die Höhlungen der Cypressen schlüpfen, begann der Himmel sich zu verdunkeln. Die Stimmen der Wildnis erstarben, die Prärie lag schweigend da, in den Wäldern herrschte unheimliche Ruhe. Bald ertönte das ferne Rollen des Donners, das, langsam sich fortsetzend, allmählich in der Tiefe des tausendjährigen Waldes verhallte. Einen Wolkenbruch fürchtend, beeilten wir uns, das Ufer des Flusses zu gewinnen und in einen Wald zu flüchten.

Wir schritten über sumpfigen Boden und vermochten nur mit Mühe unter den bogenförmigen Gehängen der Stechwinde vorzudringen, während unsre Füße sich in den Rebstöcken, den Indigopflanzen, den Bohnenstauden und Kletterlianen wie in einem Netze verfingen. Der schwammige Boden unter uns erbebte, und in jedem Augenblicke liefen wir Gefahr, in einen Erdspalt zu versinken. Zahllose Insekten, ungeheure Fledermäuse schwirrten vor unsern Blicken, Klapperschlangen schnellten von allen Seiten auf uns zu, und Wölfe, Bären, Dachse, kleine Tiger, die einen Versteck in dieser Wildnis suchten, erfüllten sie mit ihrem Gebrüll.

Die Dunkelheit nimmt zu, die tief herabhängenden Wolken vermischen sich mit dem Schatten der Bäume. Darauf zerreißt das Gewölk, ein Blitz fährt in feurigem Zickzack hernieder; im Westen erhebt sich der Sturmwind und türmt die Wolken übereinander, die Bäume biegen sich wie schwache Halme, Blitz folgt auf Blitz, es ist, als

*) Monat Juli.

ob der Himmel sich öffnete, und das Auge scheint durch die Risse und Spalten in eine feurig glühende Landschaft zu blicken. Wie schrecklich und erhaben ist dieses Schauspiel! Der Blitz entzündet den Wald, die Feuersbrunst breitet sich aus wie ein Flammenmeer, Funkengarben und Rauchsäulen steigen bis in die Wolken, die ihre Blitze in die feurige Lohe schleudern. Darauf hüllt der große Geist die Berge in tiefe Dunkelheit, und mitten aus dem weiten Chaos erhebt sich ein wirres Getöse: das Brausen des Sturmes, das Aechzen der Bäume, das Gebrüll der wilden Tiere, das Rasseln der Flammen und das Rollen des Donners, das zischend in den Fluten erstirbt.

Der große Geist ist mein Zeuge! In jenem Augenblicke sah ich nur Atala, dachte ich nur an sie. Es gelang mir, sie unter den überhängenden Zweigen einer Birke vor dem strömenden Regen zu schützen. Unter dem Baume sitzend, meine Vielgeliebte auf den Knieen haltend und ihre nackten Füße zwischen meinen Händen erwärmend, war ich glücklicher als die junge Mutter, die zum erstenmal den lächelnden Säugling in den Armen schaukelt.

Wir lauschten dem Tosen des Unwetters, plötzlich fühlte ich, wie eine Thräne Atalas auf meine Brust fiel. „O Sturm des Herzens," rief ich aus, „vergießest du einen Tropfen deines Regens?" Und die Geliebte fest an mich drückend, fuhr ich fort: „Atala, du verbirgst mir etwas. Oeffne mir dein Herz, o meine Wonne; es thut wohl, einen Freund in unsre Seele blicken zu lassen. Vertraue mir das Geheimnis deines Schmerzes an, das du mir eigensinnig verschweigst. Ach, ich sehe es, du klagst um deine heimatliche Erde." Und sogleich erwiderte sie: „Warum sollte ich um meine Heimat klagen, da mein Vater nicht aus dem Lande der Palmen stammt." —

„Wie,“ antwortete ich mit tiefem Erstaunen, „dein Vater stammt nicht aus dem Lande der Palmen! Wer ist denn der Urheber deiner Tage? Antworte mir.“ Und Atala sprach diese Worte:

„Ehe meine Mutter dem Krieger Simaghan dreißig Pferde, zwanzig Büffel, hundert Maß Nußöl, fünfzig Biberfelle und viele andre Reichtümer als Heiratsgut zubrachte, hatte sie einen Mann von dem Stamme der Weißen kennen gelernt. Doch die Mutter meiner Mutter spritzte ihr Wasser ins Gesicht und zwang sie, den stolzen Simaghan zu ehelichen, der einem Könige an Rang gleichsteht und von den Völkern wie ein Geist verehrt wird. Doch meine Mutter sagte zu ihrem neuen Gatten: ‚Ich bin keine reine Jungfrau mehr, töte mich!‘ Simaghan antwortete ihr: ‚Möge der große Geist mich vor einer so bösen That behüten. Ich will dich nicht verstümmeln und dir weder die Nase noch die Ohren abschneiden, weil du aufrichtig gegen mich warst und das eheliche Lager nicht durch eine Lüge entweiht hast. Das Kind deiner Liebe soll auch das meine sein, und erst wenn der Reisvogel uns verlassen und der Mond dreizehnmal mit seinem vollen Lichte die Erde beschienen hat, will ich mich dir als Gatte nahen.‘ Während dieser Zeit verließ ich den Schoß meiner Mutter, und ich wuchs auf und ward stolz wie eine Spanierin und wie eine Wilde. Meine Mutter machte mich zur Christin, damit ihr Gott und der Gott meines Vaters auch der meine sei. Doch der Gram um ihre Liebe bemächtigte sich ihrer, und sie stieg hinab in das kleine, mit Fellen ausgeschlagene Gewölbe, aus dem man nicht wiederkehrt.“

Dies war die Erzählung Atalas. „Und wer war nun dein Vater, arme Waise?“ fragte ich, „wie nannten

ihn die Menschen auf der Erde, und welchen Namen trug er unter den Geistern?" — „Ich habe niemals die Füße meines Vaters gewaschen," erwiderte Atala; „ich weiß nur, daß er mit seiner Schwester in St. Augustina lebte und daß er meiner Mutter stets treu geblieben ist. Philipp war sein Name unter den Engeln und die Menschen nannten ihn Lopez."

Bei diesen Worten stieß ich einen Schrei aus, der rings in der Wildnis widerhallte, und die Laute meines Entzückens vermischten sich mit dem Tosen des Ungewitters. Atala an mein Herz pressend, rief ich unter Schluchzen aus: „O meine Schwester, o Tochter des edlen Lopez, Tochter meines Wohlthäters!" Atala fragte mich erschreckt nach dem Grunde meiner Aufregung, doch als sie erfuhr, daß Lopez jener hochherzige Mann war, der mich in St. Augustina zu seinem Sohne angenommen und den ich, um meine Freiheit wieder zu gewinnen, verlassen hatte, wurde sie selber von Rührung und Freude ergriffen.

Es war zu viel für unsre Herzen, diese geschwisterliche Zärtlichkeit, die sich unsrer Liebe zugesellte. Die inneren Kämpfe Atalas waren jetzt vergeblich, ich fühlte, wie sie mit der Hand nach ihrem Herzen griff und eine Bewegung machte, als wolle sie mir entfliehen, doch schon hatte ich sie in meine Arme genommen, hatte mich an dem Atem ihres Mundes berauscht, hatte den Zauber der Liebe von ihren Lippen getrunken. Die Augen bei dem Leuchten der Blitze zum Himmel erhoben, hielt ich mein Weib, in Gegenwart des Ewigen, in meinen Armen. O hochzeitliche Pracht, die würdig war unsrer Leiden und unsrer großen Liebe; o ihr herrlichen Wälder, die ihr eure Lianen und Laubkronen bewegtet, als wolltet ihr

einen Baldachin über unser bräutliches Lager weben, ihr flammenden Fichten, Hymens Fackeln; ihr ausgetretenen Gewässer, ihr rauschenden Wälder, und du, schreckliche und erhabene Natur, waret ihr nur da, uns trügerische Hoffnungen zu erwecken, und konntet ihr die Glückseligkeit eines Menschen nicht einen kurzen Augenblick mit euren geheimnisvollen Schrecken verhüllen?

Atala setzte mir nur noch schwachen Widerstand entgegen, und ich glaubte mich schon dem Augenblicke des höchsten Glückes nahe, als plötzlich ein heftiger Blitz, von einem starken Donnerschlage gefolgt, den Wald mit Schwefeldampf und Licht erfüllt und einen Baum zu unsern Füßen zersplittert. Wir fliehen, doch welche Ueberraschung! ... Bei der wiederum eingetretenen Stille vernehmen wir den Ton einer Glocke! Beide vor Erstaunen sprachlos, lauschen wir dem in der Wildnis so befremdlichen Tone. Im nächsten Augenblicke bellt ein Hund in der Ferne, er kommt näher, das Bellen wird lauter, jetzt ist er dicht bei uns und stößt ein Freudengeheul aus; ein alter Einsiedler, eine kleine Laterne tragend, folgt ihm durch die Finsternis des Waldes. „Gesegnet sei die Vorsehung," rief er aus, sobald er uns erblickte. „Seit langer Zeit schon suche ich euch! Seit dem Ausbruche des Unwetters hat mein Hund eure Spur verfolgt und mir den Weg hierher gezeigt. Guter Gott! wie jung sie sind! die armen Kinder! wie haben sie leiden müssen! Nur schnell, ich habe ein Bärenfell mitgebracht, das ist für dieses junge Mädchen, und hier ist noch ein wenig Wein in unserm Kürbisse. Gott sei gelobt in allen seinen Werken, seine Barmherzigkeit ist groß und seine Güte unendlich!"

Atala kniete zu den Füßen des frommen Mannes:

„Vater des Gebetes," sagte sie zu ihm, „ich bin eine Christin, der Himmel sendet dich zu meiner Rettung." — „Meine Tochter," erwiderte der Eremit, sie emporziehend, „wir läuten gewöhnlich das Missionsglöcklein während der Nacht und während des Unwetters, um den fremden Wanderer herbeizurufen, und dem Beispiele unsrer Brüder in den Alpen und auf dem Libanon folgend, haben wir unsre Hunde gelehrt, die Verirrten aufzufinden." Ich konnte den Eremiten kaum begreifen; diese aufopfernde Nächstenliebe schien mir so weit über die menschliche Natur zu gehen, daß ich zu träumen glaubte. Bei dem Scheine der kleinen Laterne, die der Einsiedler in der Hand hielt, sah ich, wie Bart und Haupthaar von Wasser triefte, seine Füße, seine Hände und sein Gesicht hatten die Dornen blutig gerissen. „Aber Mann," rief ich endlich, „welch ein Herz mußt du haben, daß du nicht gefürchtet hast, vom Blitze erschlagen zu werden?" — „Mich fürchten!" erwiderte der Eremit feurig, „mich fürchten, wenn Menschen in Gefahr sind und ich ihnen nützlich sein kann? Dann wäre ich ein sehr unwürdiger Diener Jesu Christi." — „Aber weißt du auch," entgegnete ich ihm, „daß ich kein Christ bin?" — „Junger Mann," erwiderte der Eremit, „habe ich dich nach deiner Religion gefragt? Jesus Christus hat nicht gesagt: ‚Mein Blut wird diesen und nicht jenen von seinen Sünden rein waschen.' Er ist für den Juden wie für den Heiden gestorben, und in allen Menschen hat er nur seine Brüder und Unglückliche gesehen. Was ich hier für euch thue, ist sehr wenig, und ihr würdet an einem andern Orte viel bessere Hilfe finden, doch das wenige, was ich leiste, geschieht zur Ehre Gottes. Was sind wir schwachen Einsiedler anders als die ungeschickten Arbeiter an einem göttlichen Werke? Und wo

ist der Soldat, der feig genug wäre, zurückzubleiben, wenn sein Führer, das Kreuz in der Hand und das Haupt mit Dornen gekrönt, zur Rettung der Menschheit vor ihm einherschreitet?"

Diese Worte griffen mir ans Herz; Thränen der Bewunderung und Zärtlichkeit floßen aus meinen Augen. „Meine lieben Kinder," sagte der Missionär, „ich leite in diesen Wäldern eine kleine Herde eurer wilden Brüder. Meine Grotte liegt nicht fern von hier im Gebirge, kommt, um euch bei mir zu erwärmen, ihr findet zwar nicht die Bequemlichkeiten des Lebens, doch wenigstens einen Zufluchtsort, und für diesen müßt ihr der Güte Gottes danken, denn wie vielen Menschen fehlt das Dach über ihrem Haupte!"

Die Arbeiter.

Es gibt vortreffliche Menschen, deren Gemüt so ruhig und unbewegt ist, daß man in ihrer Nähe nicht weilen kann, ohne des Friedens teilhaftig zu werden, der gewissermaßen ihrem Herzen und ihren Worten entströmt. Je länger der Einsiedler sprach, um so mehr beruhigten sich die Wallungen der Leidenschaft in meiner Brust, und selbst das Gewitter am Himmel schien sich bei dem Tone seiner Stimme mehr und mehr zu entfernen. Bald hatten die Wolken sich soweit zerteilt, daß wir uns aus unserm Zufluchtsorte hervorwagen durften. Wir verließen also den Wald und erstiegen die gegenüberliegende Seite eines hohen Berges. Der Hund lief vor uns her, an einem Stocke die gelöschte Laterne tragend. Ich hatte die Hand

Atalas gefaßt und wir folgten schweigend dem Missionär. Er wandte sich oft zurück, um einen mitleidsvollen Blick auf unser Elend und unsre Jugend zu werfen. Ein schmales Buch hing an seinem Halse, er stützte sich auf einen weißen geschälten Stab. Er war von hoher Gestalt, das blasse, magere Antlitz trug den Ausdruck schlichter Offenheit, es zeigte nicht die ausdruckslosen, schlaffen Züge eines ohne Leidenschaften gebornen Menschen, man sah wohl, daß er schwere Tage durchlebt hatte, und die Linien, die seine Stirne furchten, waren die zurückgebliebenen Narben der durch Tugend und Gottesliebe beherrschten Leidenschaften. Wenn er zu seiner vollen Höhe aufgerichtet mit uns sprach, so machte er mit dem langen, weißen Barte, den bescheiden gesenkten Blicken, dem gütigen Tone der Stimme einen besänftigenden und zugleich erhebenden Eindruck, und wer, wie ich, den Pater Aubry, mit Stab und Brevier durch die Wildnis schreiten sah, konnte sich eine wahrhafte Vorstellung machen von dem christlichen Wanderer auf Erden.

Nach einem halbstündigen, nicht ungefährlichen Wege über die Gebirgspfade gelangten wir zu der Grotte des Missionärs. Wir bahnten uns einen Weg durch die nassen Epheu- und Kürbispflanzen, welche der Regen von den Felsen herabgeworfen hatte. In der Grotte befand sich nur eine aus Papayablättern geflochtene Matte, ein ausgehöhlter Kürbis um Wasser zu schöpfen, einige Holzgefäße, eine Schaufel, eine Hausschlange, und auf einem Steine, der als Tisch diente, ein Kruzifix und das Buch der Christen.

Der Mann der vielen Jahre beeilte sich, mit trockenen Lianen ein Feuer anzuzünden; darauf zerrieb er Maiskörner zwischen zwei Steinen, und nachdem er einen Kuchen

daraus geformt, legte er ihn in die heiße Asche. Als der Kuchen eine schöne goldgelbe Farbe bekommen hatte, setzte er ihn uns vor und erquickte uns mit Kokosmilch, die er in einem Gefäße aus Ahornholz aufbewahrte. Da der Abend einen wolkenlosen Himmel gebracht hatte, machte der Diener des großen Geistes uns den Vorschlag, uns vor den Eingang der Grotte zu setzen. Wir folgten ihm; von jener Stelle aus beherrschte der Blick die weiteste Fernsicht. Der letzte Rest des Gewitters hatte sich nach Osten hin zerteilt, die im Walde durch den Blitz entzündete Feuersbrunst warf noch einen hellen Schein aus der Ferne herüber, am Fuße des Berges war ein ganzer Fichtenwald umgestürzt, und den Strom hinab wälzten sich losgerissene Erdstücke, Baumstämme, Tierleiber und tote Fische, deren silberweiße Schuppen auf dem Wasser schimmerten.

Angesichts dieses Schauspiels erzählte Atala dem alten Geiste des Berges unsre Geschichte. Sein Herz schien gerührt zu sein und Thränen fielen in seinen Bart. „Mein Kind," sagte er zu Atala, „du mußt deine Leiden Gott als Opfer darbringen, zu dessen Ruhm du schon so viel gethan hast, er wird dir den Frieden wiedergeben. Sieh' jene rauchenden Wälder, sieh', wie die Wasserfluten sich verlaufen und die Wolken sich zerteilen, und er, der einen solchen Aufruhr in der Natur zu bezwingen vermag, sollte nicht die unruhige Aufregung eines Menschenherzens beschwichtigen können? Wenn du keinen besseren Zufluchtsort hast, meine Tochter, so biete ich dir einen Platz an in der kleinen Herde, die ich das Glück hatte, Jesu Christo zuzuführen. Ich werde Chactas in der christlichen Lehre unterrichten und ihn dir zum Gatten geben, sobald er sich dessen würdig gezeigt hat."

Bei diesen Worten warf ich mich dem Einsiedler zu Füßen, heiße Freudenthränen vergießend, doch Atala wurde blaß wie der Tod. Der Greis zog mich voller Güte empor, und erst jetzt bemerkte ich, daß seine beiden Hände verstümmelt waren. Atala begriff auf der Stelle die Ursache seines Unglücks. „Die Unmenschen!“ rief sie aus.

„Meine Tochter,“ fuhr der Eremit mit sanftem Lächeln fort, „was hat dies zu bedeuten im Vergleich zu dem, was mein göttlicher Meister erduldet hat? Wenn deine heidnischen Brüder mir Schmerzen zugefügt haben, so sind sie arme verblendete Menschen, die Gott einst erleuchten wird. Sie sind mir sogar teurer geworden um der Leiden willen, die ich durch sie erduldet habe. Es litt mich nicht in meiner Heimat, wohin ich zurückgehrt war, und wo eine erhabene Königin mir die Ehre erwies, diese schwachen Zeugen meines Apostelamtes mit eignen Augen erblicken zu wollen. Und welch schönerer Lohn konnte mir für meine geringen Arbeiten werden, als die Erlaubnis des Oberhauptes unsrer Religion, mit diesen verstümmelten Händen das heilige Meßopfer feiern zu dürfen. Nach solcher Gnade blieb mir nichts übrig, als mich ihrer würdig zu zeigen, darum bin ich in die neue Welt zurückgekehrt, um den Rest meines Lebens dem Dienste meines Gottes zu weihen. Seit beinahe dreißig Jahren wohne ich in dieser Einöde, und morgen werden es zweiundzwanzig Jahre, seit ich von diesem Felsen Besitz genommen. Als ich an diesen Ort kam, fand ich nur unstät umherstreifende Familien mit unmenschlichen Gebräuchen, die ein elendes Leben führten. Ich predigte ihnen das Wort des Friedens, und ihre Sitten haben sich allmählich gemildert. Sie leben jetzt in Gemeinschaft am Fuße dieses Berges. Während ich sie auf den Weg des Heils wies, habe ich

versucht, ihnen die zum Leben notwendigsten Handwerke beizubringen, doch ohne darin zu weit zu gehen, um die braven Leute in jener Einfachheit zu erhalten, bei der sie glücklich waren. Ich aber, um sie durch meine Anwesenheit in ihrer Freiheit nicht zu beschränken, habe mich in diese Grotte zurückgezogen, und sie kommen hierher, wenn sie meinen Rat und Beistand wünschen. Fern von den Menschen bewundere ich Gott hier in der Großartigkeit der Wildnis und bereite mich auf den Tod vor, den mein hohes Alter mir ankündigt."

Nachdem er die Erzählung seiner Schicksale beendet, ließ der Einsiedler sich auf die Kniee nieder, und wir folgten seinem Beispiele. Er begann mit lauter Stimme ein Gebet, welches Atala wiederholte. Einzelne Blitze zuckten noch am östlichen Himmel, ein leises Beben ging durch die Pflanzen, die in dem frischen Abendwinde trocknend überall die zu Boden geknickten Stengel emporrichteten, und die durch das Unwetter aus ihren Höhlen getriebenen Füchse streckten die schwarze Schnauze über den Rand der Abgründe.

Wir kehrten in die Grotte zurück, wo der Eremit für Atala ein Lager aus Moos bereitete. Die Augen und die Bewegungen der Jungfrau verrieten eine tiefe Ermattung; sie blickte den Pater Aubry an, als hätte sie ihm irgend ein Geheimnis anzuvertrauen, doch schien sie etwas davon abzuhalten, war es nun meine Gegenwart, oder ein gewisses Schamgefühl oder die Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit ihres Geständnisses. Ich hörte sie mitten in der Nacht sich erheben, sie suchte den Einsiedler, doch da er ihr sein Lager abgetreten hatte, war er auf die Höhe des Berges gegangen, um die Pracht des Himmelsgewölbes zu betrachten und zu seinem Gott zu beten. Er sagte mir

am nächsten Morgen, daß er dies, selbst während des Winters, oftmals zu thun pflege, da es ihn mit Andacht erfülle, die Bäume des Waldes ihre laublosen Kronen bewegen, die Wolken über den Himmel ziehen zu sehen, und das Rauschen des Windes und der Gewässer in der Wildnis zu vernehmen. Meine Schwester war also gezwungen, zu ihrem Lager zurückzukehren, wo sie bald entschlummerte. Ach, so voller Hoffnung, wie ich war, hielt ich Atalas Schwäche nur für ein vorübergehendes Zeichen der Ermüdung.

Am nächsten Morgen erwachte ich bei dem Gesang des Kardinalfinken und der Spottvögel, die in der Nähe der Grotte auf den Akazien- und Lorbeerbäumen nisteten. Ich pflückte eine Magnoliablüte, die noch feucht war vom Tau des Morgens, und legte sie leise auf der schlummernden Atala Haupt. Nach dem Glauben meines Landes hoffte ich, die Seele eines dahingeschiedenen Säuglings wäre in einem Tautropfen in die Blüte gefallen und ein glücklicher Traum würde sie meiner künftigen Gattin zutragen. Darauf suchte ich meinen Wirt auf, ich fand ihn, das härene Gewand aufgeschürzt, den Rosenkranz in der Hand, meiner wartend, auf einem umgestürzten Fichtenstamme sitzen. Er forderte mich auf, während Atala noch schlafe, mit ihm die Ansiedelung zu besuchen, ich nahm sein Anerbieten an, und wir machten uns unverzüglich auf den Weg.

Als wir den Berg hinabstiegen, fielen mir einzelne Eichbäume auf, in deren Rinde die Geister seltsame Zeichen gegraben zu haben schienen, doch der Eremit belehrte mich, er selber habe sie hineingeschnitten, es seien die Verse eines Dichters aus früher Zeit, Homer genannt, und die Sprüche eines Dichters aus noch älterer Zeit, namens

Salomo. Es bestand eine gewisse geheimnisvolle Harmonie zwischen der Weisheit längstvergangener Zeiten, den mit Moos überwachsenen Versen, dem alten Einsiedler, der sie eingegraben hatte, und den alten Eichen, die ihm als Bücher dienten.

Sein Name, sein Alter, das Datum seines Missionswerkes waren gleichfalls am Fuße jener Bäume in ein Schilfrohr der Savanne eingeschnitten. Ich wunderte mich, daß er ein so vergängliches Denkmal gewählt: „Es wird immer noch länger dauern als ich,“ antwortete der Pater, „und wird immer noch mehr Wert besitzen, als das wenige Gute, das ich vollbracht habe.“

Von dort aus gelangten wir an den Eingang eines Thales, wo ich ein wunderbares Werk sah; es war eine von der Natur gebildete Brücke, ähnlich der Brücke in Virginien, von der du vielleicht hast reden hören. Die Menschen, mein Sohn, besonders die deines Stammes, ahmen oft die Natur nach, doch ihre Nachbildungen sind kleinlich; mit der Natur aber ist es nicht so, wenn sie das Werk der Menschen nachzuahmen scheint, dient sie ihnen in Wirklichkeit als Muster. Da baut sie eine Brücke von dem Gipfel eines Berges bis zum Gipfel eines andern, hängt einen Pfad in die Wolken, statt eines Kanals bildet sie einen reißenden Strom, anstatt der Säulen himmelanstrebende Berge, statt eines Wasserbeckens höhlt sie das Bett für einen Ozean aus.

Wir schritten unter dem einzigen Bogen jener Brücke hindurch und befanden uns vor einem andern Wunderwerke; es war dies der Beerdigungsplatz der bekehrten Indianer oder „der Hain des Todes“. Pater Aubry hatte seinen Neophyten erlaubt, ihre Toten nach ihrem Brauch zu bestatten und den in ihrer Sprache gebräuchlichen Namen

ihrer Grabstätte zu bewahren, nur hatte er den Ort durch Errichtung eines Kreuzes geheiligt*). Der Boden desselben war, wie auch das gemeinschaftliche Ackerland, in so viele Plätze geteilt, als es Familien gab. Jeder Platz bildete für sich einen Hain, der je nach dem Geschmacke seines Besitzers mit verschiedenen Pflanzen geschmückt war. Mitten durch die Stätte des Todes schlängelte sich ein Bach, „der Bach des Friedens" geheißen. Dieses freundliche Reich der Seelen wurde im Osten durch die Brücke abgeschlossen, unter der wir hergeschritten waren, nach Nord und Süd begrenzten es zwei Hügel und nur nach Westen zu war es offen und lehnte sich hier an einen großen Tannenwald. Die Bäume desselben, deren rötliche, grün marmorierte Stämme sich schlank und astlos bis zum Wipfel erheben, sahen hohen Säulen gleich und bildeten den Vorhof zu diesem Tempel des Todes; es klang darin wie weihevolles Rauschen, gleich dem Tone der Orgel, welche dumpf brausend durch das hohe Kirchengewölbe zieht; doch schritt man weiter vor in das Heiligtum, so hörte man nur noch den Lobgesang der Vögel, die zum Andenken der Toten ein ewiges Fest feierten.

Aus dem Walde hinaustretend, erblickten wir das Indianerdorf, nicht fern vom Ufer eines Sees, mitten in einer mit Blumen besäten Prärie gelegen. Der Weg dahin führte durch zwei Reihen Magnolien- und Eichbäume, welche am Rande einer jener ehemaligen Straßen standen, die nach den Gebirgen hinauf sich erstrecken, welche Kentucky von Florida trennen. Sobald die Indianer ihren

*) Der Peter Aubry hatte darin das Beispiel der Jesuiten in China befolgt, welche den Chinesen gestatteten, ihre Verwandten nach altem Brauch in ihren Gärten zu beerdigen.

Seelenhirten in der Ebene erblickten, verließen sie ihre Arbeit und eilten ihm entgegen. Die einen küßten sein Gewand, die andern unterstützten seine Schritte; die Mütter hoben ihre kleinen Kinder in den Armen empor, um ihnen den Mann Gottes zu zeigen, der darüber Thränen der Rührung vergoß. Er erkundigte sich, während er weiter schritt, nach den Begebenheiten im Dorfe, er gab diesem einen Rat, machte jenem milde Vorwürfe, er sprach über die einzusammelnden Früchte, über den Unterricht der Kinder, über die Tröstungen der Religion, doch in alle seine Reden verflocht er den Namen Gottes.

Je weiter wir schritten, desto größer wurde der Zug derer, die sich uns anschlossen. Wir gelangten endlich an den Fuß eines großen Kreuzes, das am Rande des Weges errichtet war. Hier pflegte der Diener Gottes die heilige Messe zu feiern. „Meine lieben Brüder," sagte er, sich an die Menge wendend, „der Himmel hat euch einen Bruder und eine Schwester zugeführt, und um das Maß des Glückes voll zu machen, hat die göttliche Vorsehung, wie ich sehe, gestern eure Ernte verschont; zwei gewichtige Gründe, ihr zu danken. So laßt uns das heilige Meßopfer darbringen, und jeder möge demselben mit tiefer Andacht, mit lebendigem Glauben, mit unendlicher Dankbarkeit und mit demütigem Herzen beiwohnen."

Und sogleich legte der Priester einen aus dem weißen Baste des Maulbeerbaumes geflochtenen Talar an, die heiligen Gefäße wurden einem Tabernakel am Fuße des Kreuzes entnommen, eine Felsplatte dient als Altar, in dem nahen Flusse wird Wasser geschöpft, die Trauben der wilden Rebe liefern den Opferwein. Wir alle lassen uns in dem hohen Grase auf die Kniee nieder; die heilige Handlung beginnt.

Die hinter dem Gebirge heraufsteigende Sonne tauchte den östlichen Himmel in Flammenglut; die ganze Wildnis strahlte in goldenem, rosigem Lichte. Das mit so großer Pracht sich anmeldende Gestirn stieg endlich aus einem Lichtmeere empor, und der erste Strahl desselben fiel auf die geweihte Hostie, welche der Priester in diesem Augenblicke gegen den Himmel erhob. O, welch magische Kraft liegt in der Religion, wie herrlich ist der Kultus der Christen! Der Hohepriester ein alter Eremit, der Altar ein Felsen, als Kirche die Wildnis und eine Gemeinde unwissender Wilden! Nein, ich zweifle nicht, daß in dem Augenblicke, als wir auf den Knieen lagen, das große Mysterium vollbracht wurde und Gott auf die Erde herabstieg, denn ich fühlte, wie er von meinem Herzen Besitz nahm.

Nach dem Meßopfer,. bei welchem, um mein Glück vollständig zu machen, nur die Tochter meines Wohlthäters Lopez fehlte, begaben wir uns in das Dorf. Hier herrschte die rührendste Verschmelzung des zivilisierten Lebens mit dem Leben der Natur. Ein Teil eines uralten Cypressenhaines war in ein blühendes Weizenfeld umgewandelt, die Aehren wogten wie eine goldene Flut über den Stamm der gefällten Eiche, und die Frucht, die ein Sommer gereift, hatte die Stelle dreihundertjähriger Bäume eingenommen. Aus den Wäldern, die den Flammen preisgegeben worden, stiegen dicke Rauchsäulen in die Luft empor, und langsam zog der Pflug seine Furchen zwischen die übrig gebliebenen Wurzeln. Hier waren Feldmesser beschäftigt, mit langen Seilen den Boden abzumessen, dort wurden von dazu erwählten Schiedsrichtern die ersten Grundstücke verteilt; der Vogel trat sein Nest ab, die Höhle der wilden Tiere verwandelten sich in eine

Hütte; man vernahm das Hämmern der Schmiede, und zum letztenmal riefen die Schläge der Axt das Echo wach, das mit den Bäumen starb, die es beherbergt hatten.

Voller Entzücken nahm ich diese Bilder in mich auf, die noch an Reiz gewannen durch den Gedanken an Atala und die Träume von Seligkeit und Glück, in denen mein Herz sich wiegte. Der Triumph des Christentums über die Roheit des Naturmenschen erfüllte mich mit Staunen, ich sah den Wilden durch die Macht der Religion sich zivilisieren, wohnte dem ersten Bündnis des Menschen mit der Erde bei; einem Bündnis, in welchem der Mensch das Erbteil seines Schweißes der Erde überläßt, während die Erde sich verpflichtet, getreulich die Ernte zu reifen, die Nachkommenschaft und die Asche des Menschengeschlechtes zu tragen.

Unterdessen wurde ein Kind dem Missionär gebracht, der es unter blühendem Jasmin, am Rande einer Quelle taufte, während inmitten der Spiele und der lebendigen Thätigkeit ein Leichenzug sich nach dem Hain des Todes hin bewegte. Zwei Ehegatten empfingen den kirchlichen Segen unter einer Eiche und wir gaben ihnen darauf das Geleit bis zu ihrer Hütte. Der fromme Priester schritt uns voran, hier und da den Segen sprechend über Fels und Baum und Quell, wie ehemals Gott die unbebaute Erde segnete und sie Adam als Erbteil übergab. Von Fels zu Fels folgte der Zug der Menschen und Herden dem ehrwürdigen Greise, und meinem bewegten Gemüte erschien dies wie die Wanderungen der ersten Menschengeschlechter, als Sem mit seinen Kindern durch unbekannte Länder zog, der Sonne folgend, die ihm den Weg vorzeichnete.

Ich wünschte von dem heiligen Mann zu erfahren,

nach welchen Regeln er seine kleine Gemeinde leitete, und er antwortete mir mit großer Freundlichkeit: „Ich habe ihnen keinerlei Gesetze gegeben, ich habe sie nur gelehrt einander zu lieben, zu Gott zu beten und auf ein besseres Leben zu hoffen; darin bestehen alle Gesetze der Welt. Du siehst mitten im Dorfe eine Hütte, die größer ist als die andern; sie dient uns während der Regenzeit als Kapelle. Am Morgen und Abend versammeln wir uns dort, um den Herrn zu loben, und wenn ich abwesend bin, verrichtet ein Greis das Gebet, denn das Alter ist an und für sich schon ein Priestertum. Darauf begibt man sich an die Feldarbeit, und damit ein jeder Gelegenheit habe, die Volkswirtschaft praktisch zu erlernen, wird die Ernte in gemeinsame Speicher geschafft, um der Pflicht der Nächstenliebe genügen zu können. Vier Greise verteilen gleichmäßig die Frucht der Arbeit. Religiöse Uebungen, kirchliche Lieder, das Kreuz, an dem ich die Messe gelesen habe, die Ulme, unter der ich an schönen Tagen predige, unsre Gräber dicht neben unsern Weizenfeldern, unsre Flüsse, in denen ich die kleinen Kinder und die Bekehrten dieses neuen Bethaniens taufe, darin besteht dieses kleine Reich Jesu Christi.

Die Worte des Einsiedlers erfüllten mein Herz mit Freude, und ich fühlte, wie hoch dieses stätige, arbeitsame Leben über dem müßigen, umherirrenden Dasein des Wilden stand.

Ach, René, ich murre nicht gegen die Vorsehung, doch ich gestehe, daß ich mich niemals jener kleinen christlichen Gemeinde erinnere, ohne die Bitterkeit des Schmerzes zu empfinden. Hätte ich unter ihnen mit Atala eine Hütte bewohnen können, wie glücklich wäre ich gewesen! Dort hätten meine Wanderungen ein Ziel gefunden; den

Menschen unbekannt, mein Glück in tiefen Wäldern verbergend, wäre mein Leben an der Seite meines Weibes wie einer jener Ströme dahingeflossen, die in der Wildnis nicht einmal einen Namen haben. Doch unter welchen Leiden habe ich meine Tage verbracht, anstatt jenes Friedens zu genießen, den ich damals für mich zu hoffen wagte. Ein fortwährender Spielball des Schicksals, an allen Ufern strandend, während langer Zeit aus meiner Heimat verbannt und bei meiner Rückkehr nur die Trümmer meiner Hütte und die Gräber meiner Freunde findend, dies war das Schicksal des armen Chactas.

Das Drama.

Es war ein lebhafter, aber kurzer Traum, der mir ein künftiges Glück vorspiegelte, doch in der Grotte des Einsiedlers sollte ich aus ihm erwachen. Als wir gegen die Mitte des Tages uns derselben näherten, war ich überrascht, Atala uns nicht entgegenkommen zu sehen. Ich weiß nicht, welch jähe Angst mich erfaßte. Ich wagte es nicht, die Tochter des Lopez zu rufen, da meine erregte Phantasie vor jedem Laut sowohl wie vor der Stille zurückschreckte, die auf mein Rufen folgen konnte. Noch mehr beängstigt durch die Dunkelheit, welche in dem Eingang zur Grotte herrschte, sagte ich zu dem Missionär: „O, Mann Gottes, den der Himmel leitet und kräftigt, dringe du in diese Finsternis ein."

Wie schwach ist, wer sich von den Leidenschaften beherrschen läßt; und wie stark, wer sein Vertrauen auf Gott

setzt! Dies fromme Herz, dessen Kraft sechsundsiebzig Jahre gebrochen hatten, zeigte mehr Mut, als meine feurige Jugend. Der Mann des Friedens trat in die Grotte, und ich blieb voll beängstigender Gefühle draußen stehen. Kurz darauf drangen schwache, klagende Laute aus dem Innern des Felsens, und meine Kräfte wieder findend, stürzte ich in das Dunkel der Höhle .... Ihr Geister meiner Väter! Ihr allein wißt, welch ein Anblick meine Augen traf!

Der Einsiedler hatte einen Fichtenspan angezündet, den er mit zitternder Hand über Atalas Lager hielt. Das schöne junge Mädchen, blaß, mit wirrem Haar, saß halb aufgerichtet auf ihren Ellbogen gestützt. Schwere Schweißtropfen glänzten auf ihrer Stirne, die halb erloschenen Blicke suchten noch mir ihre Liebe auszudrücken, und der Mund bemühte sich zu lächeln. Wie von einem Blitzstrahle getroffen, blieb ich mit starren Augen, ausgestreckten Armen und halbgeöffneten Lippen unbeweglich vor ihr stehen. Tiefes Schweigen herrschte einen Augenblick unter den bei dieser Schmerzensszene Beteiligten. Der Einsiedler brach es zuerst: „Es wird nur ein, durch Uebermüdung hervorgerufenes Fieber sein," sagte er, „und wenn wir uns dem Willen Gottes ohne Murren unterwerfen, wird er Mitleid mit uns haben."

Bei diesen Worten geriet das in meinem Herzen stockende Blut wieder in Bewegung, und mit der erregbaren Natur des Wilden ging ich plötzlich von übergroßer Angst zu übergroßer Zuversicht über. Doch Atala raubte mir diese bald. Traurig den Kopf schüttelnd, machte sie uns ein Zeichen, uns ihrem Lager zu nähern.

„Mein Vater," sagte sie mit schwacher Stimme, sich an den frommen Mann wendend, „ich bin dem Augen-

blick des Todes nahe. O Chactas! Vernimm, ohne zu verzweifeln, das unselige Geheimnis, das ich dir verborgen habe, um dich nicht zu unglücklich zu machen und um meiner Mutter zu gehorchen. Suche deinen Schmerz zu bezwingen und mich nicht durch die Ausbrüche einer Verzweiflung zu unterbrechen, welche die wenigen Augenblicke abkürzen würden, die ich noch zu leben habe. Ich habe dir mancherlei zu erzählen, und an den sich verlangsamenden Schlägen meines Herzens, an einem eisigen Druck, unter dem meine Brust sich kaum zu heben vermag, fühle ich, daß ich mich nicht zu sehr beeilen kann."

Nachdem Atala einige Augenblicke geschwiegen, fuhr sie fort:

„Mein trauriges Geschick begann, noch ehe ich die Augen dem Lichte geöffnet hatte. Im Unglück hatte meine Mutter mich empfangen und unter großen Schmerzen brachte sie mich zur Welt, man verzweifelte an meinem Leben. Um es zu erhalten, legte meine Mutter ein Gelübde ab: sie versprach der Himmelskönigin, daß ich ihr meine Jungfräulichkeit bewahren würde, wenn ich dem Tode entginge ... Unseliges Gelöbnis, welches mich jetzt ins Grab stürzt.

„Ich trat in mein sechzehntes Jahr, als ich meine Mutter verlor. Einige Stunden vor ihrem Tode rief sie mich an ihr Lager. ‚Meine Tochter,' sagte sie zu mir in Gegenwart eines Missionärs, der sie in ihren letzten Augenblicken tröstete, ‚meine Tochter, du weißt, welch ein Gelübde ich in deinem Namen abgelegt habe. Könntest du deine Mutter Lügen strafen? O, meine Atala, ich lasse dich unter Menschen zurück, die es nicht wert sind, daß eine Christin in ihrer Gemeinschaft lebe, mitten unter Heiden, welche den Gott deines Vaters und den meinigen

verachten, den Gott, der, nachdem er dir das Leben gegeben, es dir durch ein Wunder erhalten hat. Ach, mein teures Kind, wenn du den Schleier der Jungfräulichkeit nimmst, so entgehst du den Sorgen der Hütte und den unheilvollen Leidenschaften, welche das Herz deiner Mutter bewegt haben! Komm also, meine Vielgeliebte, komm und schwöre mir auf das Bild der Mutter unsres Heilandes und in die Hand dieses heiligen Priesters und deiner sterbenden Mutter, daß du mich vor dem Angesichte des Himmels nicht verraten willst. Bedenke, daß ich mein Wort für dich gegeben habe, um dir das Leben zu retten, und wenn du mein Gelöbnis nicht vollziehst, stürzest du die Seele deiner Mutter in die ewige Verdammnis.'

„O meine Mutter! warum sprachest du so! O, diese Religion, der ich mein Leiden und mein Glück verdanke, die mein Verderben ist und die mich tröstet! Und du, Teurer, Geliebter, der in mir eine Leidenschaft entflammt hat, die mich dem Tod in die Arme treibt, du siehst nun, o Chactas, wie hart das Schicksal mit uns verfährt! . . . In Thränen zerfließend und mich an die mütterliche Brust werfend, gelobte ich alles, was von mir verlangt wurde. Der Missionär sprach die furchtbaren Worte über mich aus und reichte mir das Skapulier, das mich für ewig bindet. Meine Mutter drohte mir mit ihrem Fluch, wenn ich je meinem Gelübde untreu würde, und nachdem sie mir ein unverbrüchliches Schweigen gegen die Heiden, die Verfolger meiner Religion, anempfohlen hatte, verschied sie in meinen Armen.

„Ich vermochte nicht sogleich zu ermessen, welche Gefahren mein Gelübde in sich trug. Voll heiligen Eifers, mich als wahre Christin fühlend und stolz auf das spanische Blut, das in meinen Adern rollte, sah ich in meiner

Umgebung nur Männer, die es nicht wert waren, meine Hand zu empfangen, und ich schätzte mich glücklich, nur dem Gott meiner Mutter meine Liebe weihen zu dürfen. Da sah ich dich, den jungen, schönen Gefangenen, dein Schicksal rührte mich, ich wagte es, bei dem Feuer im Walde dich anzureden; und darauf fühlte ich das ganze Gewicht meines Eides."

Als Atala diese Worte beendet hatte, rief ich, mit geballten Fäusten und den Missionär drohend anblickend, aus: „Das also ist die Religion, die Ihr so sehr gerühmt habt! Hinweg mit dem Eid, der mir Atala raubt! Hinweg mit dem Gott, der den Gesetzen der Natur in den Weg tritt. Mann, Priester, warum kamst du in diese Wälder?"

„Dich zu erretten," sagte der Greis mit zürnender Stimme; „deine Leidenschaften zu bezwingen, und dich, Gotteslästerer, zu hindern, den Zorn des Himmels auf dein Haupt herabzurufen. Es steht dem Jüngling, der kaum in das Leben getreten ist, wohl an, über seine Leiden zu klagen. Welches ist die Ungerechtigkeit, die du zu ertragen hast? Welches sind die Tugenden, die allein dir ein Recht geben könnten, dich zu beklagen? Welche Verdienste hast du dir zuzuschreiben? wo sind die guten Thaten, die du schon vollbracht hast? Unglücklicher, nur deiner Leidenschaften hast du dich zu rühmen, und du wagst es, den Himmel anzuklagen? Wenn du einst, wie Pater Aubry, dich dreißig Jahre lang in das Gebirge verbannt hast, dann wirst du weniger vorschnell über die Absichten der Vorsehung urteilen, dann wirst du besser begreifen, daß du nichts weißt, nichts bist, und daß keine Strafe zu streng und kein Schmerz zu groß ist für das sündhafte Fleisch."

Die Augen des Greises, welche Blitze schossen, der lange, weiße Bart, der auf seine Brust herabfloß, die zündenden Worte machten ihn einem Gotte gleich. Von seiner majestätischen Haltung betroffen, fiel ich zu seinen Füßen nieder und bat ihn um Verzeihung wegen meiner Heftigkeit. „Mein Sohn," erwiderte er mir in so mildem Tone, daß Reue in mein Herz zog, „nicht um meinetwillen habe ich dich getadelt. Ach! Du hattest recht, mein teures Kind; ich habe in diesen Wäldern nur wenig ausgerichtet, und Gott hat keinen unwürdigeren Diener als mich. Doch, den Himmel, mein Sohn, den Himmel darfst du niemals anklagen! Verzeih' mir, daß ich dich gekränkt habe, doch laß uns hören, was deine Schwester noch zu sagen hat. Vielleicht ist euch zu helfen, wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben. Chactas, ist es nicht eine göttliche Religion, die das Hoffen zur Tugend macht!"

„Mein junger Freund," fuhr Atala fort, „du warst Zeuge meiner Seelenpein, doch zum größten Teil suchte ich sie dir zu verbergen, und nur die geringsten meiner Qualen hast du gesehen. Nein, der schwarze Sklave, der den glühenden Sand Floridas mit seinen Schweißtropfen begießt, ist nicht so elend, wie Atala es war. Dich zur Flucht auffordernd, und doch gewiß, daß es mein Tod war, wenn du von mir gingest; vor dem Gedanken, mit dir in die Wildnis zu ziehen, zurückbebend, und doch lechzend nach dem Schatten der Wälder . . . Ach! wenn es sich nur darum gehandelt hätte, Eltern, Freunde, die heimatliche Hütte zu verlassen, selbst wenn — entsetzlicher Gedanke — nur meine Seele der Verdammnis anheimgefallen wäre . . . . Doch dein Schatten, o meine Mutter, dein Schatten umschwebte mich stets, mir deine Qualen

vorwerfend! Ich hörte deine Klagen, ich sah die Flammen der Hölle dich verzehren. Meine Nächte waren schlaflos, von gespenstischen Gestalten bevölkert, meine Tage verflossen in Verzweiflung; der Tau des Abends trocknete, wenn er auf meine brennende Haut fiel, ich öffnete begierig meine Lippen dem kühlenden Lufthauche, doch die Luft, anstatt mich zu erquicken, erhitzte sich an dem brennenden Atem meines Mundes. Welche Marter, dich beständig an meiner Seite zu haben, fern von den Menschen, in der tiefsten Einsamkeit, und eine unüberwindliche Scheidewand zwischen dir und mir! Mein Leben zu deinen Füßen zuzubringen, dir wie deine Sklavin zu dienen, in irgend einem unbekannten Winkel der Welt dir dein Mahl und dein Lager zu bereiten, wäre für mich das höchste Glück gewesen, und wie nahe schon war ich diesem Glücke, ohne es genießen zu können. Welche Pläne habe ich nicht ersonnen, welchen Träumen hat dies betrübte Herz sich nicht hingegeben! Bisweilen, wenn sich meine Augen auf dich hefteten, ergriff mich ein ebenso wahnsinniges wie strafbares Verlangen, bald hätte ich gewünscht, neben dir das einzige lebende Geschöpf auf der Erde zu sein, bald, wenn es mir zum Bewußtsein kam, daß eine Gottheit zwischen mir und meiner sündhaften Leidenschaft stehe, hätte ich gewünscht, diese Gottheit zu vernichten, wenn ich auch, von deinem Arme umschlossen, mit den Trümmern Gottes und der Welt von Abgrund zu Abgrund gestürzt wäre. Auch jetzt noch .... darf ich es gestehen? jetzt noch, wo ich vor der Pforte der Ewigkeit stehe und vor dem unerbittlichen Richter erscheinen soll, in diesem Augenblicke, wo ich, um meiner Mutter zu gehorchen, mit Freuden mein Leben opfere, um meine jungfräuliche Reinheit zu bewahren, in diesem Augenblicke

noch — welch furchtbarer Widerspruch! — scheide ich mit dem Bedauern, dir nicht angehört zu haben! ...."

„Meine Tochter," unterbrach sie der Missionär, „dein Schmerz läßt dich irre reden. Eine so gewaltige Leidenschaft, wie sie dich beherrscht, ist selten gerecht, sie liegt nicht einmal in der menschlichen Natur, und in den Augen Gottes ist sie weniger strafbar, weil sie vielmehr einer überreizten Phantasie als einem verderbten Herzen entspringt. Gib dich also diesen Aufwallungen nicht hin, meine Tochter, die der Reinheit deiner Seele nicht würdig sind. Dein erregtes Gemüt, mein teures Kind, hat sich aber auch durch dein Versprechen zu sehr beängstigen lassen. Unsre Religion verlangt kein über menschliche Kraft hinausgehendes Opfer; sie schätzt wahres Empfinden, maßvolle Tugend weit höher, als die überspannten Gefühle und die erkünstelte Tugend eines vorgeblichen Heroismus. Wärest du in dem Kampfe unterlegen, nun dann, armes verirrtes Lamm, hätte der gute Hirte dich gesucht und dich zu der Herde zurückgeführt. Du konntest die Wohlthat der Reue genießen; um uns in den Augen der Menschen von unsern Fehlern rein zu waschen, bedarf es Ströme Blutes, Gott genügt eine einzige Thräne. Beruhige dich also, meine Tochter, in deiner Lage ist Ruhe nötig; wenden wir uns an Gott, der alle Wunden seiner Kinder heilt. Wenn es, wie ich hoffe, sein Wille ist, daß du diese Krankheit überwindest, so werde ich an den Bischof von Quebeck schreiben; er besitzt die nötige Vollmacht, dich von deinem Gelübde zu entbinden, das nur ein einfaches Versprechen ist, und du wirst alsdann mit Chactas, deinem Gatten, deine Lebenstage hier vollenden."

Bei diesen Worten des Greises wurde Atala von einem langen Krampfanfall ergriffen, und als dieser nach-

gelassen, überließ sie sich den Ausbrüchen einer furchtbaren Verzweiflung. „Wie!“ rief sie aus, leidenschaftlich die Hände ringend, „mir war zu helfen! Ich konnte meines Gelübdes entbunden werden!“ — „Ja, meine Tochter,“ erwiderte der Greis, „und dies kann noch geschehen!“ — „Es ist zu spät, zu spät!“ rief sie aus. „Muß ich sterben, und in dem Augenblicke sterben, wo ich erfahre, daß ich hätte glücklich sein können! Warum habe ich diesen frommen Mann nicht früher kennen gelernt! Welch ein Glück hätte ich genießen können, mit dir, mit Chactas als Christ . . . getröstet, beruhigt von diesem geweihten Priester . . . hier in der Einsamkeit . . . und auf immer . . . o, es wäre zu viel der Glückseligkeit gewesen!“ — „Beruhige dich,“ sagte ich zu ihr, eine der Hände der Unglücklichen ergreifend, „beruhige dich, wir werden dieses Glück noch genießen.“ — „Niemals, niemals,“ sagte Atala. — „Warum?“ fragte ich. — „Du weißt nicht alles!“ rief die Jungfrau, „gestern . . . während des Gewitters . . . Ich sah den Augenblick voraus, wo ich erliegen, mein Gelübde brechen, meine Mutter in die Flammen der Verdammnis stürzen würde; schon lag ihr Fluch auf meinem Herzen, schon verriet ich den Gott, der mir das Leben gerettet hatte . . . Als du meine bebenden Lippen küßtest, wußtest du nicht, nein, du wußtest nicht, daß du den Tod in den Armen hieltest!“ — „O Himmel!“ rief der Missionär, „teures Kind, was thatest du?“ — „Ich beging ein Verbrechen, mein Vater,“ sagte Atala mit irren Blicken; „doch ich stürzte nur mich ins Verderben, und ich rettete meine Mutter!“ — „Vollende!“ rief ich voller Entsetzen. — „Wohl,“ fuhr sie fort, „ich hatte meine Schwäche vorausgesehen; als ich unsre Hütten verließ, nahm ich mit mir . . .“ — „Was?“ fragte ich in tödlicher

Angst. — „Ein Gift!“ sagte der Pater. — „Ich nahm es gestern!“ rief Atala.

Der Fichtenspan entglitt den Händen des Einsiedlers, ich fiel wie sterbend neben der Tochter des Lopez nieder, der Greis umschloß uns beide mit seinen Armen, und einen Augenblick lang vermischten sich unsre Thränen, die auf das Sterbelager fielen.

„Fasset Mut!“ sagte jedoch bald der ehrwürdige Eremit und erhob sich, um eine Lampe anzuzünden! „Wir verlieren kostbare Augenblicke: als unerschrockene Christen wollen wir den widrigen Schicksalen standhalten; mit dem Stricke um den Hals und Asche auf dem Haupt, wollen wir uns zu den Füßen des Allerhöchsten werfen, um seine Barmherzigkeit anzuflehen, oder uns seinem Willen zu unterwerfen. Meine Tochter, du hättest mir dies gestern abend mitteilen sollen.“ — „Ach! mein Vater,“ erwiderte Atala, „ich suchte dich während der Nacht, doch der Himmel hielt dich, zur Strafe für meine Schuld, von mir entfernt. Alle Hilfe übrigens wäre vergeblich gewesen, denn selbst die mit Giften so vertrauten Indianer kennen für dieses kein Gegengift. O! Chactas, stelle dir meine Bestürzung vor, als die tödliche Wirkung nicht so schnell eintrat, als ich erwartet hatte! Meine Liebe hat meine Lebenskraft verdoppelt, und meine Seele kann sich nicht so schnell von dir trennen.“

Hier unterbrach ich die Erzählung Atalas, doch nicht mehr durch Schluchzen und Thränen, sondern durch jene Ausbrüche unbeherrschter Leidenschaft, deren nur die Natur des Wilden fähig ist. Ich rollte mich wütend am Boden umher, die Arme um mich werfend und mir die Hände mit den Zähnen zerfleischend. Der alte Priester eilte voll mitleidiger Zärtlichkeit mit tausend kleinen Hilfsleistungen

vom Bruder zur Schwester. Sein ruhiges Herz, sein ehrwürdiges Alter gaben ihm beschwichtigende Worte ein, und aus seiner Religion schöpfte er eine milde und zugleich glühende Beredsamkeit, die unsre Leidenschaft bezwang. Erinnert dich jener alte Priester, der auf seinem Berge sich täglich im Dienste Gottes und der Menschen aufopfert, nicht an jene Brandopfer in Israel, die beständig vor dem Angesicht des Herrn ihre Rauchsäulen emporsenden?

Ach, leider versuchte er vergebens den Leiden Atalas Linderung zu bringen. Ermüdung, Kummer, die Wirkung des Giftes und eine Leidenschaft, die noch tödlicher wirkte als alle Gifte der Welt, drohten der Wildnis diese Blume zu rauben. Gegen Abend zeigten sich erschreckende Anzeichen, die Glieder wurden starr, und die Hände und Füße fingen an kalt zu werden. „Fühle meine Finger,“ sagte sie zu mir, „findest du sie nicht eisig kalt?“ Ich wußte nicht, was ich ihr antworten sollte, und meine Haare sträubten sich vor Entsetzen. Darauf fügte sie hinzu: „Gestern noch, mein Vielgeliebter, erbebte ich bei deiner bloßen Berührung, und nun fühle ich nicht einmal mehr deine Hand, ich höre beinahe deine Stimme nicht, die Gegenstände in der Grotte entschwinden allmählich meinem Blicke. Sind es nicht die Vögel, die da singen? Ist die Sonne nicht ihrem Untergange nahe? Chactas, wie schön werden ihre Strahlen sein, wenn sie in der Wildnis auf mein Grab fallen!“

Als Atala sah, daß wir bei diesen Worten in Thränen zerflossen, sagte sie: „Verzeiht mir, meine guten Freunde, ich bin recht schwach, doch so jung, so plötzlich zu sterben, da mein Herz so voller Leben war! O, Diener Gottes, habe Mitleid mit mir und stütze mich. Glaubst du, daß

meine Mutter zufrieden ist und Gott mir verzeiht, was ich gethan habe?"

„Meine Tochter," erwiderte der fromme Priester, Thränen vergießend und sie mit seinen bebenden, verstümmelten Händen trocknend; „meine Tochter, deine Unwissenheit war dein ganzes Unglück; deine barbarische Erziehung und der Mangel an nötiger Belehrung haben dich ins Verderben gestürzt; du wußtest nicht, daß eine Christin nicht über ihr Leben verfügen darf. Tröste dich also, mein unschuldiges Lamm, Gott wird dir verzeihen um der Einfalt deines Herzens willen. Deine Mutter und der unbesonnene Missionär, der ihr Gewissen leitete, waren strafbarer als du; sie haben ihre Macht über dich mißbraucht, indem sie dir ein übereiltes Gelöbnis entlockten, doch der Friede des Herrn sei mit ihnen! Ihr seid alle drei ein schreckliches Beispiel, welche Gefahren religiöse Schwärmerei und Mangel an Aufklärung mit sich bringen können. Beruhige dich, mein Kind, der Herzen und Nieren prüft, wird dich nach deiner Absicht, die rein, und nicht nach deiner That richten, die strafbar war.

„Und wenn für dich der Augenblick gekommen ist, im Herrn zu entschlafen, mein teures Kind, wie wenig verlierst du, wenn du diese Welt verlässest! Trotz der Einsamkeit, in der du gelebt, hast du Schmerz und Kummer kennen gelernt; was würdest du sagen, wenn du die Leiden der Menschheit mit angesehen hättest, wenn an den Gestaden Europas jener lange Schmerzensruf dein Ohr getroffen hätte, der sich von der alten Erde erhebt? Der Bewohner der Hütte, wie des Palastes, ein jeder leidet, ein jeder seufzt hienieden; die Königin weint wie die einfache Frau des Arbeiters, und wie viel Thränen entströmen den Augen der Könige!

„Weinst du um deine Liebe? Ach, meine Tochter, ebensogut könntest du einen Traum beweinen. Kennst du das menschliche Herz, und kannst du berechnen, wie oft es seine Wünsche wechselt? Eher könntest du die Wellen zählen, welche das Meer während eines Sturmes dahinwälzt. O, Atala, Opfer und Wohlthaten verbinden uns nicht auf ewig, eines Tages vielleicht hättet ihr Ueberdruß und Abneigung empfunden, die Vergangenheit hätte für nichts gezählt und es wären euch nur die Widerwärtigkeiten einer armen und niedrigen Verbindung geblieben. Die reinste Liebe, meine Tochter, verband ohne Zweifel den Mann und das Weib, die unmittelbar aus der Hand des Schöpfers hervorgingen. Sie hatten zum Aufenthalt ein Paradies und waren unschuldig und unsterblich. An Seele und Körper vollkommen, stimmten sie in allem überein: Eva war für Adam, und Adam für Eva geschaffen. Und wenn sie sich trotzdem jene Glückseligkeit nicht zu bewahren vermochten, wer könnte es nach ihnen? Ich sage auch nichts von der Verbindung der ersten Nachkommen jenes Menschenpaares, als die Schwester die Gattin des Bruders wurde, als Liebe und geschwisterliche Zärtlichkeit in demselben Herzen sich zu reinster Beseligung verschmolzen. Jede dieser Verbindungen ist getrübt worden; die Eifersucht hat sich an den Altar geschlichen, auf dem das Brandopfer dargebracht wurde, selbst unter das Zelt Abrahams hat sie sich eingenistet, und du, mein teures Kind, hast dich der trügerischen Hoffnung hingegeben, ein reineres und glücklicheres Band zu schließen, als jene heiligen Familien, von denen Christus stammte? Ich erspare dir die Schilderung der Sorgen um den häuslichen Herd, der Streitigkeiten, der gegenseitigen Vorwürfe, der Beängstigungen und geheimen

Leiden, welche die Kissen des ehelichen Lagers umschweben. Die Frau erneuert ihre Leiden, so oft sie Mutter ist, und unter Thränen vermählt sie sich dem Gatten. Welche Schmerzen verursacht ihr der Verlust des neugebornen Säuglings, den sie mit ihrer Milch nährte, und der an ihrem Busen stirbt! Das Gebirge tönte von Seufzern nieder, und nichts konnte Rahel darüber trösten, daß ihre Söhne nicht mehr waren. Die Bitternisse, die sich an die irdische Liebe knüpfen, sind so groß, daß in meiner Heimat hochgestellte Frauen, die dem Throne nahe standen und von Königen geliebt wurden, den Hof verließen und sich in einem Kloster von der Welt abschlossen, um sich zu züchtigen für des Fleisches Lust, die nur Schmerzen gebiert.

„Vielleicht wirst du mir vorwerfen, dies letzte Beispiel könne sich nicht auf dich beziehen, dein ganzer Ehrgeiz beschränke sich darauf, mit dem Manne deiner Wahl eine verborgene Hütte zu bewohnen, und weniger die Annehmlichkeiten des ehelichen Lebens zu genießen, als dich dem bestrickenden Zauber jenes Wahnes hinzugeben, den die Jugend Liebe nennt. Was ist diese mehr als Trug, Hirngespinst, Eitelkeit, Traum einer irregeleiteten Phantasie! Auch ich, meine Tochter, habe die Regungen der Sinne gekannt; dieses Haupt ist nicht immer kahl, und dieses Herz nicht immer so ruhig gewesen, als es dir heute scheinen mag. Glaube meiner Erfahrung, wenn der Mensch in seinen Neigungen beständig wäre und einem stets sich erneuernden Gefühle immer und völlig genügen könnte, so würde die Liebe ihn Gott gleich machen. Doch das Herz des Menschen ist wankelmütig und niemals umfaßt es dauernd denselben Gegenstand mit der ganzen Fülle seiner Liebe. Stets gibt es einzelne Punkte, in

welchen zwei Herzen sich nicht begegnen, und diese genügen, um das Leben auf die Länge hin unerträglich zu machen.

„Und endlich, meine teure Tochter, in dem Traume seines Glückes begeht der Mensch das große Unrecht, das seiner Natur anklebende Gebrechen, den Tod, außer acht zu lassen! Unser Leben geht einmal zu Ende. Später oder früher, wie groß auch deine Glückseligkeit gewesen sein mochte, hätte sich dieses schöne Antlitz in die gleiche Maske verwandelt, welche das Grab dem Geschlechte Adams verleiht, selbst Chactas' Auge hätte dich unter deinen Schwestern nicht zu erkennen vermocht. Die Liebe erstreckt ihre Macht nicht über die Würmer des Grabes. Was sage ich? o Eitelkeit der Eitelkeiten! Was sprach ich von der Macht der Freundschaft auf Erden? Willst du, meine Tochter, wissen, wie weit sie reicht? Wenn der Mensch einige Jahre nach seinem Tode zum Licht zurückkehrte, so zweifle ich, daß er von denen selbst, die seinem Andenken die meisten Thränen nachgeweint haben, mit Freude empfangen würde; so schnell knüpft man andre Bande, so leicht nimmt man andre Gewohnheiten an, so sehr liegt die Unbeständigkeit in der menschlichen Natur, und so wenig bedeutet unser Leben in dem Herzen unsrer Freunde.

„Danke es also der himmlischen Vorsehung, meine teure Tochter, daß sie dich diesem Thal der Schmerzen so schnell entrückt. Schon ist über den Wolken das lichte Gewand und die schimmernde Krone der Jungfrauen für dich bereit, schon höre ich die Himmelskönigin dir zurufen: Komm, meine treue Dienerin, komm, meine Taube, und setze dich auf den Thron der reinen Unschuld unter die Jungfrauen, welche ihre Schönheit und ihre Jugend dem

Dienste der Menschheit, der Erziehung der Kinder, den Werken der Buße geopfert haben. Komm, mystische Rose, und ruhe an dem Herzen Jesu Christi. Dieses Grab, das bräutliche Bett, welches du dir erwählt hast, wird nicht entweiht werden, und die Umarmungen deines himmlischen Bräutigams werden ewig dauern."

Wie mit dem letzten Strahl des scheidenden Tages die Winde sich beruhigen und Stille sich über die Natur breitet, so beschwichtigten die milden Worte des Greises die Leidenschaften in der Brust meiner Geliebten. Sie schien nur noch um meinen Schmerz besorgt und auf Mittel zu sinnen, mir ihren Verlust erträglich zu machen. Bald sagte sie mir, daß das Sterben ihr leicht werde, wenn ich ihr versprechen wollte, meine Thränen zu trocknen, bald sprach sie von meiner Mutter, meiner heimatlichen Erde; sie suchte mich von meinem Schmerz zu zerstreuen, indem sie die Erinnerung an vergangene Leiden in mir erweckte. Sie ermahnte mich zur Geduld, zur Tugend. „Du wirst nicht immer unglücklich sein," sagte sie zu mir, „wenn der Himmel dir heute eine Prüfung schickt, so geschieht dies nur, um dir Mitgefühl für die Leiden andrer einzuflößen. Das Herz, o Chactas, ist wie jene Bäume, die ihren Balsam für die Wunden der Menschen erst abgeben, wenn die Axt ihnen selbst eine Wunde geschlagen hat."

Nachdem sie in solcher Weise gesprochen hatte, wandte sie sich an den Missionär, bei ihm den Trost suchend, den sie mir gewährt hatte; und wechselweise tröstend und getröstet, gab und empfing sie das Wort des Lebens an der Pforte des Todes.

Der Eremit verdoppelte unterdessen seinen Eifer. Seine alten Glieder schienen wie neu belebt durch seine

werkthätige Liebe, und während er seine Arzneien bereitete, das Feuer von neuem entfachte, das Moos des Lagers aufschüttelte, sprach er bewunderungswürdige Worte über Gott und die Glückseligkeit des Gerechten. Die Fackel der Religion in der Hand, schien er Atala in das Grab voranzuschreiten, um ihr die Geheimnisse desselben zu enthüllen. Die unscheinbare Grotte war durchleuchtet von der Glorie dieser Sterbeszene, und himmlische Geister umschwebten ohne Zweifel dieses Lager, auf dem die Religion allein gegen die Liebe, die Jugend und den Tod kämpfte.

Sie trug den Sieg davon, diese göttliche Religion, und erzeugte in unsern Herzen eine weihevolle Trauer, welche den ersten Wallungen der Leidenschaft folgte. Gegen die Mitte der Nacht schienen Atalas Lebensgeister sich neu zu beleben und sie vermochte die Gebete zu wiederholen, welche der Priester zu häupten ihres Lagers sprach. Kurze Zeit darauf reichte sie mir die Hand und mit kaum vernehmlicher Stimme sagte sie: „Sohn des Utalissi, gedenkst du jener ersten Nacht, als du mich für die Jungfrau der letzten Liebe hieltest? Seltsame Vorahnung unsres Geschickes! Sie hielt inne; darauf fuhr sie fort: „Wenn der Gedanke mir kommt, daß ich dich für immer verlassen soll, dann klammert mein Herz sich mit erneuter Kraft an das Leben, und es scheint mir, als ob die Liebe mir die Macht verleihe, mich unsterblich zu machen. Doch dein Wille geschehe, o mein Gott!“ Atala schwieg während einiger Augenblicke, darauf fügte sie hinzu: „Ich habe dich nur noch um Verzeihung zu bitten der Leiden wegen, die ich dir verursacht habe. Ich habe dich durch meinen Stolz und meine Launen recht gequält. Chactas, eine Hand voll Erde auf meinen Leib geworfen,

setzt eine Welt zwischen dich und mich und befreit dich für immer von der Last meines Unglücks."

„Dir verzeihen," erwiderte ich, in Thränen zerfließend, „war ich nicht die Ursache deines Unglücks?" — „Mein Freund," sagte sie, mich unterbrechend, „du hast mich sehr glücklich gemacht, und sollte ich das Leben nochmals beginnen, würde ich die Seligkeit, dich während kurzer Augenblicke in einer leidensvollen Verbannung geliebt zu haben, einem ganzen Leben voller Ruhe in meiner Heimat vorziehen."

Hier erstarb Atalas Stimme; die Schatten des Todes legten sich um Augen und Mund, die zuckenden Finger suchten etwas zu erfassen, sie flüsterte leise mit unsichtbaren Geistern. Bald darauf bemühte sie sich, jedoch vergebens, das kleine Kruzifix von ihrem Halse zu lösen; sie bat mich dann, es ihr selber abzunehmen und sagte zu mir:

„Als ich zum erstenmal mit dir redete, sahst du bei dem Scheine des Feuers dieses Kreuz auf meinem Busen glänzen, es ist das einzige Gut, welches Atala besitzt. Lopez, dein Vater und der meinige, sandte es meiner Mutter wenige Tage nach meiner Geburt. Empfange von mir dieses Erbteil, o mein Bruder, bewahre es zur Erinnerung an mein unseliges Schicksal. Zu diesem Gott der Unglücklichen nimm deine Zuflucht in den Bekümmernissen deines Lebens. Chactas, ich habe eine letzte Bitte an dich zu richten. Freund, unsre Verbindung auf dieser Erde wäre nur von kurzer Dauer gewesen, doch auf dieses Leben folgt ein längeres. Wie schrecklich wäre es, auf ewig von dir getrennt zu sein! Ich gehe dir heute nur voraus und werde in dem himmlischen Reiche deiner warten. Hast du mich geliebt, so laß dich in der christ-

lichen Religion unterrichten, die unsre Vereinigung vorbereiten wird. Unter deinen Augen bewirkt diese Religion ein großes Wunder, da sie mir die Kraft verleiht, dich zu verlassen, ohne den Qualen der Verzweiflung anheimzufallen. Ich verlange jedoch nur dein Versprechen, Chactas, denn ich weiß zu gut, was ein bindendes Gelübde zu bedeuten hat, um dich zu einem solchen zu bestimmen. Es könnte dich vielleicht von einer Jungfrau trennen, die glücklicher ist als ich ... O meine Mutter, verzeihe deiner Tochter! O Himmelskönigin, bezwinge deinen gerechten Zorn! Ich falle in meine Schwäche zurück, ich entziehe dir, o mein Gott, die Gedanken, welche nur auf dich gerichtet sein sollten!"

Mit schmerzzerwühltem Herzen versprach ich Atala, mich zu der Religion der Christen zu bekehren. Der Einsiedler erhob sich bei dieser Szene, und mit begeistertem Ausdruck die Arme zu dem Gewölbe der Grotte emporstreckend, rief er aus: „Nun ist es an der Zeit, unsern Gott herbeizurufen!"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als eine übernatürliche Gewalt mich zwingt, auf die Kniee niederzufallen und zu Füßen von Atalas Lager das Haupt zur Erde zu beugen. Der Priester öffnete ein geheimes Versteck, aus welchem er eine, mit einem seidenen Gewebe verhüllte goldene Urne hervorträgt; er kniet nieder und bleibt in stumme Anbetung versunken. Die Grotte schien plötzlich in hellem Lichte zu leuchten, in den Lüften erschallte der Gesang der Engel, in zitternden Tönen erklangen himmlische Harfen, und als der fromme Mann das heilige Gefäß seinem Tabernakel entnahm, glaubte ich Gott selber dem Berge entsteigen zu sehen.

Der Priester öffnete den Kelch, er nahm eine Hostie,

weiß wie Schnee, zwischen seine Finger, und geheimnisvolle Worte murmelnd, näherte er sich Atala. Die Heilige hatte die Augen in Verzückung zum Himmel erhoben. Alle ihre Schmerzen schienen für den Augenblick verschwunden, alles Leben gewichen zu sein, nur ihre Lippen öffneten sich, um ehrfurchtsvoll den unter dem mystischen Brote verborgenen Gott zu empfangen. Darauf tauchte der ehrwürdige Greis etwas Baumwolle in geweihtes Oel, er reibt damit die Schläfen Atalas, er betrachtet einen Augenblick die sterbende Jungfrau, dann bricht er in die Worte aus: „Gehe von hinnen, christliche Seele; geh' und vereinige dich mit deinem Schöpfer!“ Das gesenkte Haupt erhebend und das Gefäß erblickend, in welchem das geweihte Oel sich befand, rief ich aus: „Mein Vater, wird die Arznei Atala das Leben wieder geben?“ — „Ja, mein Sohn,“ sagte der Greis, in meine Arme stürzend, „das ewige Leben!“ Atala hatte ihren letzten Seufzer ausgehaucht. —

Bei dieser Stelle war Chactas zum zweitenmal seit Beginn seiner Erzählung genötigt, sich zu unterbrechen; seine Thränen erstickten ihn und seine Stimme vermochte nur noch abgebrochene Laute hervorzubringen. Der blinde Sachem öffnete sein Gewand und zog aus seinem Busen das Kruzifix Atalas. „Hier ist es,“ rief er aus, „dieses Pfand des Unglücks! O René, o mein Sohn, du siehst es, und ich, ich sehe es nicht mehr! Sage mir, hat sich nach so vielen Jahren der Schimmer des Goldes nicht getrübt? Siehst du nicht darauf die Spuren meiner Thränen? Könntest du die Stelle finden, auf welche eine Heilige die Lippen gedrückt hat! Wie kommt es, daß Chactas noch nicht Christ ist? Welch wichtige Gründe der Politik haben ihn bis jetzt in dem Irrglauben seiner

Väter erhalten? Nein, ich will nicht länger zögern. Die Erde ruft mir zu: Wann denn willst du in das Grab hinuntersteigen, und worauf wartest du, um eine göttliche Religion anzunehmen? . . . O Erde, du sollst nicht lange warten: sobald ein Priester dieses von Kummer gebleichte Haupt in die verjüngende Flut getaucht hat, hoffe ich, mit Atala vereint zu werden . . . Doch laß mich vollenden, was mir von meiner Geschichte noch zu erzählen übrig bleibt.

Die Bestattung.

„Ich will es nicht versuchen, o René, dir heute die Verzweiflung zu schildern, die sich meines Gemütes bemächtigte, als Atala den letzten Seufzer ausgehaucht hatte. Ich müßte dazu heißeres Blut haben, meine Augen müßten sich von neuem der Sonne öffnen können, um sie zur Rechenschaft zu ziehen für die Thränen, die ich an ihrem Lichte vergossen habe. Ja, eher wird der Mond, der jetzt über unserm Haupte glänzt, es müde werden, sein Licht über die Ebenen von Kentucky zu ergießen, und der Fluß, der unsre Pirogen trägt, wird den Lauf seiner Gewässer aufhalten, ehe meine Thränen aufhören, für Atala zu fließen. Zwei ganze Tage lang war ich unempfindlich gegen die Worte des Eremiten. Indem er versuchte, meinen Schmerz zu beschwichtigen, brachte der treffliche Mann keine leeren Trostgründe vor, er begnügte sich, mir zu sagen: „Mein Sohn, es ist der Wille Gottes," und er drückte mich an sein Herz. Ich hatte niemals geglaubt,

daß in diesen wenigen Worten des gottergebenen Christen ein so großer Trost liegen könnte, wenn ich ihn nicht selbst empfunden hätte.

Die Zärtlichkeit, die Inbrunst und die unermüdliche Geduld des greisen Priesters siegten endlich über meinen hartnäckigen Schmerz. Ich schämte mich der Thränen, die er um meinetwillen vergoß. „Mein Vater," sagte ich zu ihm, „es ist zu viel, die leidenschaftlichen Gefühle eines Jünglings sollen den Frieden deiner Tage nicht stören. Gestatte mir, die irdischen Ueberreste meines Weibes hinwegzutragen, ich werde sie an einem entlegenen Orte der Wildnis der Erde übergeben, und wenn ich verurteilt bin, zu leben, will ich versuchen, mich der ewigen Vereinigung würdig zu machen, die Atala mir versprochen hat."

Bei dieser unverhofften Wiederkehr meines Lebensmutes erzitterte der gute Pater vor Freude und rief aus: „O Blut Jesu Christi, Blut meines göttlichen Meisters, daran erkenne ich deine Wirkung! Du wirst den Jüngling ohne Zweifel erretten. Mein Gott, vollende dein Werk! Gib der zerrütteten Seele den Frieden wieder und laß ihr von ihrem Unglücke nur eine demutvolle, nutzbringende Erinnerung."

Der fromme Mann weigerte sich, mir die irdische Hülle der Tochter des Lopez zu überlassen, doch schlug er mir vor, sie durch seine Gemeinde mit aller christlichen Feierlichkeit bestatten zu lassen; dies lehnte ich aber ab. Das unglückliche Schicksal und die Tugenden Atalas waren den Menschen nicht bekannt, möge ihre Ruhestätte, heimlich von unsern Händen gegraben, diese Verborgenheit teilen. Wir kamen überein, am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang uns auf den Weg zu machen, um Atala

unter dem Bogen der von der Natur gebildeten Brücke, am Eingang in den Hain des Todes, zu beerdigen. Auch wurde beschlossen, die Nacht im Gebet neben der Leiche des geliebten Mädchens zuzubringen.

Gegen Abend trugen wir die teuren sterblichen Ueberreste vor eine Oeffnung der Grotte, welche nach Norden hinauslag; der Eremit hatte sie in ein von seiner Mutter gewebtes Laken aus europäischer Leinwand gehüllt; es war das einzige Besitztum, das ihm von seiner Heimat geblieben war, und seit langer Zeit bestimmte er es zu seinem eignen Grabtuch. Atala lag auf einem mit Bergmimosen besäten Rasen; die Füße, der Kopf, die Schultern, ein Teil des Busens waren unverhüllt. Die Haare schmückte eine welke Magnoliablüte ... dieselbe, die ich auf das Bett der Jungfrau gelegt hatte. Die Lippen, von einem rosigen Hauch übergossen, wie eine seit zwei Tagen gepflückte Rosenknospe, schienen matt zu lächeln, auf den blütenweiß schimmernden Wangen sah man einzelne blaue Adern. Die schönen Augen waren geschlossen, die Füße züchtig gekreuzt, die alabasterweißen Hände hielten ein Kruzifix von Ebenholz an das Herz gepreßt; ein Rosenkranz war um ihren Hals geschlungen. Der Engel der Wehmut schien sie in den Schlaf der Unschuld und des Todes gebannt zu haben. Niemals hatte ich etwas so überirdisch Schönes gesehen. Wer es nicht wußte, daß die Jungfrau sich des Lichtes erfreut hatte, hätte sie für das Bild der schlummernden Jungfräulichkeit halten können.

Der fromme Priester brachte die ganze Nacht im Gebet zu. Ich saß schweigend zu häupten des Totenbettes, auf dem meine Atala ruhte. Wie oft hatte ich während ihres Schlummers das liebliche Haupt auf meinen

Knieen gehalten; wie oft mich über sie gebeugt, um den süßen Hauch ihres Mundes einzuatmen! Doch jetzt entfloh kein Laut dem unbewegten Busen, und vergeblich harrte ich auf das Erwachen der Schönheit!

Der Mond lieh seinen blassen Schein dieser traurigen Totenwache. Mitten in der Nacht erschien er am Himmel und ergoß über die Wälder jene geheimnißvolle Melancholie, die in den hohen Eichen flüstert und leise in dem Schilf am Meeresufer rauscht. Von Zeit zu Zeit tauchte der Eremit einen blühenden Zweig in geweihtes Wasser, und ihn darauf hin und her bewegend, daß die Wassertropfen umherspritzten, erfüllte er die Nacht mit himmlischem Wohlgeruch. Bisweilen wiederholte er nach einer alten Weise einige Strophen eines alten Dichters, Namens Hiob; sie lauteten:

„Ich vergehe wie eine Blume, ich verdorre wie das Gras auf dem Felde.

„Warum ist das Licht gegeben dem Mühseligen und das Leben den betrübten Herzen?"

So sang der greise Eremit. Seine ernste, etwas eintönige Stimme schallte in das Schweigen der Wildnis hinaus. Von allen Seiten wiederholte das Echo den Namen Gottes und die Worte des Grabes, von allen Strömen, aus allen Wäldern hallten sie wider. Das Girren der virginischen Taube, das Brausen eines Wasserfalles im Gebirge, das Geläute des Glöckleins, welches den Wanderer herbeirief, vermischte sich mit den Grabgesängen, und man glaubte, in den Hainen des Todes den fernen Chor der Abgeschiedenen zu vernehmen, der auf die Stimme des Einsiedlers Antwort gab.

Bald zeigte sich im Osten ein goldener Streifen. Auf den Felsen hörte man den Schrei der Sperber, der

Marder verkroch sich in die Höhlungen der Ulmen, dies war das Zeichen zur Beerdigung Atalas. Ich legte den Körper über die Schultern; der Eremit, einen Spaten in der Hand, schritt mir voran. Wir stiegen von Fels zu Fels hinunter, das Alter wie der Tod hemmten unsre Schritte. Bei dem Anblicke des Hundes, der uns im Walde gefunden hatte, und der nun mit Freudensprüngen uns einen andern Weg zeigte, zerfloß ich in Thränen. Oft webte das lange Haar Atalas, mit welchem der Morgenwind spielte, einen goldenen Schleier vor meine Augen; oft, unter der Last beinahe erliegend, war ich genötigt, sie auf das Moos niederzulegen und mich zu setzen, um meine Kräfte zu sammeln. Endlich gelangten wir an den Ort, den mein Schmerz auserſehen hatte, und wir schritten bis unter den Bogen der Brücke. O mein Sohn, welch ein Schauspiel, einen jungen Wilden und einen alten Eremiten in der Wildnis sich einander gegenüber auf den Knieen liegen zu sehen, mit ihren Händen ein Grab für ein armes Mädchen grabend, dessen Körper unweit von ihnen in dem ausgetrockneten Bette eines Bergstromes ausgestreckt lag.

Als unsre Arbeit beendet war, senkten wir den schönen Leib in sein kahles Bett. Ach, ich hatte gehofft, ihr ein andres Lager zu bereiten! Darauf ein wenig Erde in die Hand nehmend, heftete ich, während eines erschütternden Schweigens, zum letztenmal meine Augen auf das Antlitz Atalas. Darauf streute ich die Erde des Schlafes über eine Stirn, die nur achtzehn Sommer gesehen. Bald sah ich die Züge meiner Schwester und die Anmut ihres Körpers unter dem Schleier der Ewigkeit verschwinden; noch einige Augenblicke hob sich der Busen wie eine weiße Lilie über den schwarzen Boden empor, ich rief mit lauter

Stimme: „Lopez, siehe deinen Sohn deine Tochter ins Grab senken!“ und ich bedeckte Atala völlig mit der Erde des Schlafes.

Wir kehrten in die Grotte zurück, ich teilte dem Missionär meine Absicht mit, mich in seiner Nähe anzusiedeln. Der heilige Mann, welcher eine wunderbare Kenntnis des menschlichen Herzens besaß, erriet meinen Gedanken und die List, welche mein Schmerz ersonnen. Er sprach zu mir: „Chactas, Sohn des Utalissi, während Atala lebte, habe ich selbst dich gebeten, bei mir zu bleiben, doch jetzt hat sich dein Schicksal geändert, du mußt der Heimat deiner Väter dein Leben widmen. Glaube mir, mein Sohn, deine Leiden dauern nicht ewig, sie enden früher oder später, wie auch das Herz des Menschen endlich ist; dies ist eines unsrer großen Gebrechen, wir vermögen uns nicht einmal lange unglücklich zu fühlen. Kehre an die Ufer des Meschassippi zurück, geh' und tröste deine Mutter, die täglich um dich weint und deiner Stütze bedarf. Lasse dich in der Religon deiner Atala unterrichten, wenn sich dir Gelegenheit dazu bietet, und erinnere dich deines Versprechens, ein tugendhafter Christ zu werden. Ich bleibe hier, über ihr Grab zu wachen. Gehe, mein Sohn; Gott, die Seele deiner Schwester, und das Herz deines alten Freundes werden dir folgen.“

Dies waren die Worte des Mannes auf dem Felsen; sein Wille war zu mächtig, seine weisen Worte zu überzeugend, als daß ich ihm nicht gehorcht hätte. Schon am nächsten Tage verließ ich den ehrwürdigen Greis, der, mich an sein Herz drückend, mir seine letzten Ratschläge, seinen letzten Segen, seine letzten Thränen gab. Ich wandte meine Schritte zu dem Grabe und war erstaunt, dort ein kleines Kreuz zu finden, das sich über den Toten-

hügel erhob, wie oft der Mast eines gestrandeten Schiffes noch über dem Wasser hervorragt. Ich schloß daraus, der Einsiedler hätte noch während der Nacht an dem Grabe gebetet, und bei diesem Beweise seiner Freundschaft und seines religiösen Sinnes floßen von neuem meine Thränen. Ich war versucht, das Grab zu öffnen und noch einmal meine Vielgeliebte zu erblicken, doch heilige Scheu hielt mich zurück. Ich setzte mich auf die frisch gelockerte Erde. Einen Arm auf die Kniee, und den Kopf in die Hand gestützt, überließ ich mich dem schmerzlichsten Sinnen. O René, dort stellte ich zum erstenmal die ernstesten Betrachtungen an über die Nichtigkeit unsres Lebens und die noch größere Nichtigkeit unsrer Pläne! Ach, mein Kind, wem sind solche Betrachtungen nicht gekommen! Ich bin wie ein alter, vom Schnee manches Winters gebleichter Hirsch, meine Jahre nehmen es mit denen der Krähe auf; nun denn, trotz so vieler Tage, die über mein Haupt dahingezogen, trotz einer so langen Erfahrung des Lebens, bin ich noch keinem Menschen begegnet, der in seinen Träumen von Glückseligkeit nicht getäuscht worden, keinem Herzen, das nicht eine geheime Wunde verhehle. Das scheinbar heiterste Gemüt gleicht dem natürlichen Brunnen in der Savanne Alachua; die Oberfläche des Wassers ist ruhig und glatt, doch blickt man in die Tiefe hinunter, gewahrt man ein großes Krokodil, das der Quell von seinem Wasser ernährt.

Nachdem ich an diesem Orte des Schmerzes die Sonne hatte auf- und niedergehen sehen, machte ich mich am nächsten Morgen bei dem ersten Geklapper des Storches bereit, die geheiligte Stätte zu verlassen. Sie war der Grenzstein, an dem ich meine bisherige Laufbahn verließ, um den Weg der Tugend zu beschreiten. Dreimal rief

ich die Seele Atalas zurück, und dreimal antwortete unter dem Bogen des Todes der Geist der Wildnis meinem Rufe. Ich begrüßte darauf das Morgenrot im Osten; in der Ferne, auf schmalen Bergpfaden, erblickte ich den Eremiten, der sich in die Hütte irgend eines Trostbedürftigen begab. Auf die Kniee niederfallend und das Grab inbrünstig küssend, rief ich aus: „Schlafe in Frieden in dieser fremden Erde, unglückliches Mädchen! Als Lohn für deine Liebe, deine freiwillige Verbannung und deinen Tod wirst du von allen, selbst von Chactas, verlassen!“ Thränenströme vergießend, trennte ich mich darauf von der Tochter des Lopez, und riß mich los von dieser Stätte, am Fuße des großen Denkmals der Natur ein erhabeneres Denkmal zurücklassend: das bescheidene Grab der Tugend.

Epilog.

Chactas, der Sohn des Utalissi, der Natchez, erzählte diese rührende Geschichte René, dem Europäer. Von den Vätern ist sie auf die Kinder übergegangen, und ich, ein Wanderer in fernen Ländern, habe wortgetreu berichtet, was ich von den Indianern darüber erfahren habe. Die Erzählung gab mir ein Bild von einer von der Jagd, und einer andern vom Ackerbau lebenden Völkerschaft, von der Religion, als der ersten Gesetzgeberin des Menschengeschlechtes, von den Gefahren der Unwissenheit und der religiösen Schwärmerei im Gegensatz zur Aufklärung, zur Menschenliebe und zu dem wahren Geiste des Evangeliums, von den Kämpfen zwischen Leidenschaft und Tugend in einem

kindlich reinen Herzen, und endlich von dem Triumphe des Christentums über das alles beherrschende Gefühl im Menschenherzen, die Liebe, und über die schrecklichste Furcht, den Tod.

Als ich die Erzählung aus dem Munde eines Seminolen vernahm, fand ich sie sehr belehrend und überaus schön, weil der frische Hauch der Wildnis, der Reiz des Indianerlebens darüber lag und er den Schmerz mit einer Einfachheit zu schildern wußte, die ich mir nicht schmeicheln darf, wiedergegeben zu haben. Doch etwas blieb mir noch zu wissen übrig. Ich fragte, was aus dem Pater Aubry geworden sei, und niemand wußte es mir zu sagen. Ich hätte nie etwas von seinem Schicksal erfahren, wenn die alles lenkende Vorsehung mir nicht offenbart hätte, was ich suchte. Dies geschah in folgender Weise:

Ich war die Ufer des Meschassippi entlang gewandert, welche ehemals die Südgrenze von Neu-Frankreich bildeten, und war begierig, auf der Nordseite das andre Wunder jenes Landes, die Niagara-Fälle zu sehen. Ich befand mich ganz in der Nähe des Kataraktes, in dem früheren Lande der Irokesen, als ich eines Morgens, eine Prärie durchschreitend, unter einem Baume eine Frau sitzen sah, die ein totes Kind in ihren Armen hielt. Ich näherte mich unbemerkt der jungen Mutter und hörte sie sagen:

„Wärest du bei uns geblieben, teures Kind, mit welcher Geschicklichkeit hätte deine Hand den Bogen gespannt! Dein Arm hätte den wütenden Bären bezwungen, und auf dem Gipfel des Berges hätte das behende Reh deine Schritte nicht überflügelt. Weißer Hermelin der Felsen, so jung schon in das Land der Abgeschiedenen zu gehen! Wie willst du es anfangen, um dort zu leben?

Dein Vater ist nicht bei dir, um dich mit der Beute seiner Jagd zu nähren. Du wirst zittern vor Kälte, und die Geister werden dir kein Fell geben, um dich zu bedecken. O, ich will mich eilen, daß ich zu dir komme, dir Lieder zu singen und dich an meinem Busen zu erwärmen!"

Und die junge Mutter begann mit bebender Stimme zu singen, sie schaukelte das Kind auf ihren Knieen, befeuchtete seine Lippen mit der mütterlichen Milch und verschwendete an den Tod alle Sorge, deren nur das Leben bedarf.

Die Frau wollte nach dem Brauche der Indianer den Körper ihres Sohnes auf den Zweigen eines Baumes verdorren lassen, um ihn darauf zu seinen Vätern in das Grab zu legen. Sie entkleidete also den Neugebornen, und ihre Lippen während einiger Augenblicke auf seinen Mund drückend, sagte sie: „Seele meines Kindes, unschuldsvolle Seele, dein Vater hat dich durch einen Kuß auf meine Lippen zum Leben erweckt, doch ach, mein Kuß hat nicht die Macht, dir ein zweites Mal das Leben zu verleihen." Darauf entblößte sie ihre Brust und drückte den todeskalten Körper an sich, der sich an der Glut des mütterlichen Herzens erwärmt hätte, wenn Gott es sich nicht vorbehielte, den belebenden Atem einzuhauchen.

Sie erhob sich und suchte mit den Augen einen Baum, dessen Zweigen sie ihr Kind anvertrauen könnte. Sie wählte endlich einen Ahorn mit roten Blüten, reich behängt mit den Gewinden der Apiospflanze, der den süßesten Duft ausströmte. Mit einer Hand bog sie die unteren Zweige zurück, mit der andern legte sie die Kindesleiche in das grüne Geäst, darauf ließ sie den Zweig fahren, der in seine natüliche Lage zurückkehrte, die irdische Hülle der unschuldigen Seele unter duftende Laubgewinde

verbergend. O, wie rührend ist dieser Brauch der Indianer! Ich habe die pomphaften Grabmäler eines Crassus und Cäsar in ihrer einsamen Größe gesehen, doch ich ziehe ihnen diese luftigen Gräber der Wilden vor; diese Blumen- und Laubmausoleen, welche die Biene mit Wohlgeruch erfüllt, die der Zephyr leise hin und her bewegt, in welche die Nachtigall ihr Nest baut und ihre klagende Weise ertönen läßt. Wenn es die sterbliche Hülle eines jungen Mädchens ist, welche die Hand des Liebenden auf den Baum des Todes gebettet, oder die Leiche eines teuren Kindes, welche die Mutter zu den Nestern der kleinen Vögel gelegt hat, dann ist die Wirkung eine doppelt rührende. Ich näherte mich der armen Betrübten, welche am Fuße des Ahornbaumes klagende Seufzer ausstieß, ich legte ihr die Hände auf das Haupt, indem ich den üblichen dreimaligen Schmerzensschrei ausstieß. Darauf, ohne ein Wort zu reden, und wie sie, einen Zweig in die Hand nehmend, verscheuchte ich die Insekten, welche den Körper des Kindes umschwärmten. Doch war ich wohl auf der Hut, eine in der Nähe sitzende Taube nicht zu erschrecken. Die Indianerin richtete an diese folgende Worte: „O, Taube, wenn du nicht die entflohene Seele meines Sohnes bist, so bist du ohne Zweifel eine Mutter, die für ihre Kleinen ein Nest bauen will. Nimm von diesen Haaren, die ich nicht mehr in Chinawasser waschen werde, nimm sie, um deinen Kleinen ein weiches Lager zu bereiten, und möge der große Geist sie dir bewahren!"

Die Mutter vergoß Freudenthränen über die Höflichkeit des Fremden. Während wir so beschäftigt waren, nahte sich uns ein junger Indianer. „Tochter der Celuta, nimm unser Kind zurück, wir werden nicht länger hier bleiben und mit dem ersten Sonnenstrahl aufbrechen."

Darauf erwiderte ich: „Bruder, ich wünsche dir einen blauen Himmel, viele Rehe, einen Mantel aus Biberfell und die Hoffnung, dich zu trösten. Du stammst also nicht hier aus der Wildnis?" — „Nein," antwortete der junge Mann, „wir sind Ausgestoßene und suchen uns eine neue Heimat." Der Krieger senkte den Kopf, während er dies sprach, und schlug mit der Spitze seines Bogens die Blumenkrone ab. Ich merkte wohl, daß beiden das Herz bekümmert war, und ich schwieg daher. Die Frau nahm ihren Sohn aus den Zweigen des Baumes und gab ihn ihrem Gatten zu tragen. Darauf sagte ich: „Wollt ihr mir erlauben, diese Nacht euer Feuer anzuzünden?" — „Wir besitzen keine Hütte," entgegnete der Krieger, „doch wenn du uns folgen willst, wir schlagen unser Zelt am Rande des Wasserfalles auf." — „Das will ich gern," antwortete ich, und wir brachen gemeinschaftlich auf.

Bald gelangten wir in die Nähe des Wasserfalles, der sich durch ein betäubendes Brausen ankündigte. Er wird durch den Niagara gebildet, einen Ausfluß des Erie-Sees, der in den Ontariosee mündet; er fällt in senkrechter Höhe einhundertvierundzwanzig Fuß tief herab. Von dem Eriesee bis zum Fall strömt der Fluß mit reißender Schnelligkeit abwärts, und im Moment des Falles ist er weniger Strom als ein Meer, dessen Fluten sich zu dem gähnenden Schlund eines Abgrundes drängen. Der Katarakt teilt sich in zwei Arme und beschreibt einen hufeisenförmigen Bogen. Zwischen den beiden Fällen springt eine unterhöhlte Insel hervor, die mit all ihren Bäumen über dem Chaos der Wellen hängt. Die Wassermasse, die sich nach Süden stürzt, rundet sich im Anfang zu einem weiten Cylinder ab, um sich darauf zu einer weißen, in der Sonne in allen Farben schimmernden Fläche auszu-

breiten. Die nach Osten fallenden Fluten stürzen in eine erschreckende Finsternis hinunter, eine Wassersäule der Sintflut möchte man sagen. Tausende von Regenbogen wölben und kreuzen sich über dem Abgrunde. An den in seinen Grundfesten erschütterten Felsen prallend, wird das Wasser in Schaumwolken zurückgeworfen, die wie die Rauchsäulen einer großen Feuersbrunst über die Wälder hinziehen. Fichten, wilde Nußbäume, gespenstisch gestaltete Felsstücke bilden den Hintergrund. Durch die Luftströmung fortgerissene Adler steigen kreisend in die Tiefe des Abgrundes hinab, amerikanische Dachse hängen sich mit ihrem biegsamen Schweif an das Ende eines niederhängenden Astes, um in dem Abgrund die zerschmetterten Leichname der Elentiere und Bären zu erreichen.

Während ich mit einem aus Bewunderung und Schrecken gemischten Gefühle diesem Schauspiele beiwohnte, hatten die Indianerin und ihre Gatte mich verlassen. Ich suchte sie, indem ich oberhalb des Falles den Fluß entlang schritt, und ich fand sie bald an einem Orte, der ihrer Trauer entsprach. Sie hatten sich gemeinschaftlich mit mehreren Greisen auf den Rasen gelagert, und neben ihnen befanden sich einige, in Tierhäute gewickelte, menschliche Gebeine. Erstaunt über alles, was ich seit einigen Stunden sah, setzte ich mich neben die junge Mutter und sagte zu ihr: „Was bedeutet dies alles, meine Schwester?“ Sie erwiderte mir: „Mein Bruder, dies ist die Erde unsrer Heimat, dies ist die Asche unsrer Väter, die uns in die Verbannung begleitet.“ — „Und was,“ rief ich aus, „hat euch in solches Unglück gebracht?“ Die Tochter der Celuta erwiderte: „Wir sind die Letzten des Stammes der Natchez. Nachdem die Franzosen unsre ganze Völkerschaft hingemordet hatten, um ihre Brüder zu rächen, fanden

diejenigen unsrer Brüder, welche der Wut des Siegers entgingen, einen Zufluchtsort bei den Chickassas, unsern Nachbarn. Dort haben wir lange Zeit in Ruhe gelebt, doch siebenmal hat der Mond der Erde geleuchtet, seitdem die Weißgesichter Virginiens sich unsres Gebietes bemächtigten, indem sie behaupteten, es sei ihnen von einem Könige in Europa geschenkt worden. Wir haben die Augen gegen den Himmel gewandt, und die Gebeine unsrer Väter mit uns nehmend, haben wir unsern Weg durch die Wildnis genommen. Während unsrer Wanderung hat mein Kind zum erstenmal das Licht des Tages erblickt, doch Unglück und Schmerz haben meine Milch vergiftet, sie brachte ihm den Tod." Während sie dies erzählte, trocknete die junge Mutter sich mit ihren Haaren die Augen, und auch ich weinte.

Bald darauf sagte ich: „Meine Schwester, laß uns den großen Geist anbeten, denn alles geschieht durch seinen Willen. Wir sind alle Wanderer auf Erden, unsre Väter waren es vor uns, doch einen Ort gibt es, an dem wir Ruhe finden. Wenn ich nicht fürchtete, ebenso geschwätzig zu sein, wie ein Weißgesicht, würde ich dich fragen, ob du von Chactas, dem Natchez, hast reden hören?" Bei diesen Worten blickte die Indianerin mich an und sagte: „Wer hat dir von Chactas, dem Natchez, gesprochen?" Ich antwortete: „Die Weisheit." Die Indianerin fuhr fort: „Ich will dir sagen, was ich weiß, weil du die Fliegen von dem Körper meines Sohnes verjagt und so schöne Worte über den großen Geist geredet hast. Ich bin die Tochter der Tochter Renés, des Europäers, den Chactas als seinen Sohn angenommen hatte. Chactas, der die Taufe empfangen, und René, mein so unglücklicher Großvater, sind beide durch die Mordgier der Franzosen umgekommen." — „Den

Menschen verfolgt das Unglück Schritt vor Schritt," sagte ich, den Kopf senkend, „so könntest du mir vielleicht auch Nachricht geben über den Pater Aubry?" — „Er war nicht glücklicher als Chactas," antwortete die Indianerin. „Die Tscherokesen, die Feinde der Franzosen, drangen in seine Kolonie ein, der Ton der Glocke, die dem verirrten Wanderer den Weg weisen sollte, führte sie dorthin. Pater Aubry hätte sich retten können, doch er wollte seine Kinder nicht verlassen, und blieb, um ihnen durch sein Beispiel das Sterben zu erleichtern. Er wurde unter großen Martern verbrannt, doch konnte man ihm keinen Schrei entreißen, der seinem Gott zur Schande oder seiner Heimat zur Unehre gereicht hätte. Während seiner Todesqualen betete er ohne Unterbrechung für seine Henker und beklagte das Schicksal ihrer Opfer. Um ihm ein Zeichen der Schwäche zu entlocken, führten die Tscherokesen ihm einen zum Christentum bekehrten Wilden zu, den sie entsetzlich verstümmelt hatten. Doch wie überrascht waren sie, als sie den Jüngling sich ihm zu Füßen werfen und die Wunden des alten Eremiten küssen sahen, der ihm zurief: Mein Kind, wir sind den Engeln und den Menschen zur Schau hierhergestellt. Die wütenden Indianer stießen ihm ein glühendes Eisen in die Brust, um ihn am Sprechen zu hindern. Und als er die Menschen nicht mehr trösten konnte, starb er.

„Obwohl die Tscherokesen daran gewöhnt waren, ihre Brüder mit Standhaftigkeit Schmerzen ertragen zu sehen, mußten sie doch zugeben, daß der ergebungsvolle Todesmut des Pater Aubry etwas ihnen Unbekanntes war und allen Mut der Erde überstrahlte. Auf viele unter ihnen machte sein Tod einen solchen Eindruck, daß sie Christen wurden.

„Als einige Jahre später Chactas bei seiner Rückkehr aus dem Lande der Weißgesichter das leidensvolle Ende des Häuptlings der Gebete erfuhr, machte er sich auf, um seine Asche und die Asche Atalas zu sammeln. Er kam an den Ort, wo die kleine Christenkolonie gewesen war, vermochte ihn aber kaum wiederzuerkennen. Der See war aus seinen Ufern getreten und hatte die Prärie in einen Sumpf verwandelt; die von der Natur gebaute Brücke war eingestürzt und hatte das Grab Atalas und die Haine des Todes verschüttet. Chactas irrte lange an jenem Orte umher, er besuchte die Grotte des Einsiedlers, die mit Dorngesträuch und Himbeerbüschen bewachsen war, und in der eine Hirschkuh ihr Junges säugte. Er setzte sich auf den Felsen, auf dem er die Totenwache gehalten, doch sah er dort nur einige, aus dem Flügel eines Zugvogels gefallene Federn liegen. Während er dort weinend saß, kroch die Hausschlange des Missionärs aus dem nahen Gebüsche und rollte sich zu seinen Füßen zusammen. Chactas erwärmte an seiner Brust den treuen Freund, der allein mitten unter diesen Ruinen zurückgeblieben war. Der Sohn des Utalissi erzählte, daß er mehrmals bei Annäherung der Nacht zu sehen glaubte, wie die Gestalten Atalas und des Pater Aubry aus den Schatten der Dämmerung emporstiegen, und diese Visionen erfüllten ihn mit heiligem Schrecken, mit wehmütiger Freude.

„Nachdem er vergeblich die Gräber seiner Schwester und des Eremiten gesucht hatte, war er im Begriff, den Ort zu verlassen, als die Hirschkuh der Grotte vor ihm hersprang. Sie führte ihn bis an den Fuß des Kreuzes, das zur Hälfte im Wasser stand, das Holz desselben war mit Moos überzogen, und der Pelikan der Wildnis schaukelte sich auf seinen wurmstichigen Querbalken. Chactas

sagte sich, die dankbare Hirschkuh habe ihn zu der Grabstätte ihres Wohlthäters geleitet. Er grub unter dem Felsen, der ehedem als Altar gedient hatte, und fand dort die Gebeine eines Mannes und einer Frau. Er zweifelte nicht, daß es diejenigen des Priesters und der Jungfrau waren, welche vielleicht die Engel an diesen Ort getragen hatten; er hüllte sie in Bärenfelle, und die kostbaren Ueberreste mit sich nehmend, die auf seinen Schultern einen so hohlen Klang gaben, wie die Pfeile in dem Köcher des Todes, schlug er den Weg ein, der ihn in die Heimat seiner Väter zurückführte. In der Nacht ruhte sein Kopf auf den Gebeinen, und Träume von Liebe und Tugend umschwebten ihn. Fremdling, hier siehst du die Gebeine des Chactas und den Staub derer, die er liebte."

Als die Indianerin diese Worte geredet hatte, erhob ich mich; ich näherte mich den geheiligten Ueberresten und kniete schweigend bei ihnen nieder. Mich darauf mit großen Schritten entfernend, rief ich aus: „So vergeht auf der Erde alles, was gut, tugendhaft, gefühlvoll war! Mensch, du bist nur ein flüchtiger, ein schmerzlicher Traum, Schmerz ist der Urgrund deines Seins; nur die Betrübnis deiner Seele und die ewige Melancholie deines Gedankens drücken dir den Stempel der Göttlichkeit auf."

Diese Betrachtungen beschäftigten mich während der ganzen Nacht. Am folgenden Morgen, als kaum der Tag graute, brachen die Indianer auf. Die jungen Krieger schritten an der Spitze des Zuges, die Frauen bildeten den Schluß; die ersteren trugen die teuren Reliquien, die letzteren ihre Säuglinge; in der Mitte schritten langsam die Greise, zwischen ihren abgeschiedenen Vätern und ihrer lebendigen Nachkommenschaft, zwischen der Erinnerung und Hoffnung, zwischen der verlorenen und der künftigen

Heimat. O, wie viel Thränen fließen, wenn man auf solche Weise die heimatliche Erde verläßt, wenn von der Höhe des Hügels aus der Blick zum letztenmal auf das Dach fällt, unter dem wir genährt wurden, und auf den Fluß des Dorfes, der traurig durch die einsamen Felder unsrer väterlichen Fluren fließt!

Ihr unglücklichen Indianer, die ich mit der Asche eurer Väter durch die Wildnis der neuen Welt schreiten sah, die ihr mir trotz eurer Dürftigkeit Gastfreundschaft gewährtet, ich könnte sie euch heute nicht vergelten, denn wie ihr, irre ich, dem Mitleide der Menschen preisgegeben, durch die Welt, doch nicht so glücklich wie ihr in meinem Exil, habe ich die Gebeine meiner Väter zurücklassen müssen.

René.

Als René zu den Natchez kam, war er gezwungen, dem Brauche der Indianer zufolge ein Weib zu nehmen, von dem er jedoch getrennt lebte. Ein Hang zur Melancholie zog ihn in die Wälder; dort verbrachte er ganze Tage, er lebte als Wilder unter den Wilden. Außer dem Umgang mit Chactas, seinem Adoptivvater und dem Pater Souël, Missionär im Fort Rosalie, hatte er allem Verkehre mit den Menschen entsagt. Jene beiden Greise aber schienen große Macht über sein Herz zu besitzen; der eine durch nachsichtige Milde, der andre dagegen durch die äußerste Strenge. Seit bei Gelegenheit der Biberjagd der blinde Sachem René seine Schicksale erzählte, hatte dieser über seine eignen beharrlich geschwiegen. Und doch empfanden Chactas wie der Missionär den lebhaften Wunsch, zu erfahren, welches Unglück einen Europäer aus edlem Geschlechte zu dem seltsamen Entschlusse gebracht habe, sich in der Wildnis von Louisiana zu verbergen. René hatte sich stets geweigert, über seine Schicksale Auskunft zu geben, und als Grund angeführt, daß die Geschichte seiner Leiden sich nur auf seine inneren Empfindungen beziehe und daher andern wenig Interesse biete. „Und den besonderen Vorfall, der mich veranlaßt hat,

nach Amerika zu kommen," hatte er hinzugefügt, „bin ich gezwungen, in ewige Vergessenheit zu begraben."

So verflossen mehrere Jahre, ohne daß die beiden Greise ihm sein Geheimnis zu entlocken vermochten. Doch ein Brief, den er durch die Vermittelung des Büreaus der ausländischen Mission aus Europa erhielt, vermehrte seine Betrübnis in so hohem Grade, daß er selbst seine alten Freunde vermied. Sie drangen deshalb nur um so eifriger in ihn, ihnen sein Herz zu öffnen; sie thaten dies mit so großem Zartgefühle, so sanft und doch so nachdrücklich, daß er sich endlich gezwungen sah, ihnen zu willfahren. Er bestimmte demnach einen Tag, an dem er ihnen, nicht seine Mißgeschicke, da er deren nicht erfahren hatte, wohl aber die geheimsten Empfindungen seiner Seele mitteilen wollte.

Am einundzwanzigsten Tage jenes Monats, den die Wilden den „Blütenmond" nennen, begab René sich in die Hütte des greisen Chactas. Er lieh dem Sachem seinen Arm und geleitete ihn an das Ufer des Meschassippi zu einem Sassafraslorbeer. Kurze Zeit darauf gesellte auch Pater Souël sich zu ihnen. Das Morgenrot stieg am Himmel auf, in der Ebene erblickte man in einiger Entfernung das Dorf der Natchez mit seinen Maulbeerbäumen und den einem Bienenkorbe nicht unähnlichen Hütten. Zur Rechten, am Ufer des Flusses, lag die französische Kolonie mit dem Fort Rosalie. Der Gegensatz der Zivilisation zu dem Leben der Wilden gab sich zu erkennen durch die Zelte, die zur Hälfte aufgeführten Häuser, die begonnenen Festungswerke, die mit der Urbarmachung des Bodens beschäftigten Neger, sowie durch hier und da zerstreute Gruppen von Weißen und Indianern. Im Osten stieg die Sonne hinter den zackigen Spitzen der Appalachen-

berge herauf, die sich wie azurblaue Lettern von dem golddurchwebten Himmelsgewölbe abhoben, während im Westen der Meschassippi in schweigender Majestät seine Fluten rollte und den an Großartigkeit unerreichbaren Rahmen des Gemäldes bildete.

Der junge Mann wie der Missionär verharrten während einiger Minuten in stummer Bewunderung der prachtvollen Szenerie, den Sachem bedauernd, der sich ihrer nicht mehr erfreuen konnte; darauf ließen Chactas und der Pater Souël sich auf den Rasen am Fuße des Baumes nieder, René setzte sich zwischen beide, und nach kurzem Schweigen sprach er folgendermaßen zu seinen alten Freunden:

Indem ich meine Erzählung beginne, kann ich mich eines Gefühls der Scham nicht erwehren. Der Friede in euren eignen Herzen, ihr ehrwürdigen Greise, und die Ruhe in der Natur, die mich umgibt, lassen mich erröten über den Unfrieden und den Aufruhr in meiner Brust.

Wie sehr werdet ihr mich bemitleiden! Wie geringfügig werden euch meine beständigen Qualen erscheinen! Ihr, die das Leben mit keinem Schmerze verschont hat, was werdet ihr von einem Jünglinge denken, der ohne Thatkraft, ohne Seelenstärke, sich selber peinigt und sich nur über Leiden zu beklagen hat, die seine eignen Empfindungen ihm schaffen. Ach, richtet ihn nicht, er ist schon zu hart bestraft worden!

Als ich zur Welt kam, kostete ich meiner Mutter das Leben; ich hatte einen Bruder, den mein Vater segnete, weil er in ihm seinen ältesten Sohn sah. Ich dagegen, früh schon fremden Händen überlassen, wurde fern vom väterlichen Dache erzogen.

Ich war von aufbrausendem Charakter und wech-

selnder Laune. Bald lärmend und fröhlich, bald schweigsam und in mich gekehrt, versammelte ich meine jungen Spielgefährten nur um mich, um sie gleich darauf zu verlassen und an einem einsamen Orte die vorüberziehenden Wolken zu betrachten, oder auf das Rauschen des Regens in den Blättern zu lauschen.

Mit jedem Herbste kam ich in das väterliche Schloß zurück, das in einer entfernten Provinz mitten im Walde am Ufer eines Sees gelegen war.

In Gegenwart meines Vaters eingeschüchtert, zurückhaltend, fühlte ich mich nur wohl und zufrieden in Gesellschaft meiner Schwester Amalie, mit der mich eine süße Uebereinstimmung der Gefühle und des Geschmackes aufs innigste verband. Sie war etwas älter als ich; unsre höchste Lust war es, gemeinschaftlich die Anhöhen zu ersteigen, uns in leichtem Kahne auf dem Wasser zu schaukeln, über welkes Laub durch die Wälder zu streifen, und die Erinnerung an jene Stunden erfüllt noch meine Seele mit Entzücken. O, ihr heiteren Bilder aus der Heimat und den Tagen der Kindheit, werdet ihr niemals euren Reiz verlieren?

Bald schritten wir schweigend nebeneinander, dem dumpfen Brausen des Herbstwindes oder dem Rascheln der dürren Blätter lauschend, die unser Fuß rücksichtslos zertrat; bald folgten bei unsern harmlosen Spielen unsre Augen dem Fluge der Schwalbe in der Ebene, oder dem Regenbogen, der sich über die getränkten Fluren wölbte; zuweilen auch flossen Verse über unsre Lippen, welche das erhabene Schauspiel der Natur uns einflößte. In meiner Jugend huldigte ich den Musen; gibt es etwas so Poetisches, wie ein sechzehnjähriges Herz in der ersten Frische der Begeisterung? Der Morgen des Lebens ist wie der

Morgen des Tages so hell und reich an wechselnden Bildern und Tönen.

An Sonn- und Festtagen drang oft durch die Bäume des Waldes der Klang der fernen Glocke herüber, die den Feldarbeiter in den Tempel des Herrn rief. An den Stamm einer Ulme gelehnt, lauschte ich schweigend den herzerhebenden Tönen. Bei jeder Schwingung des Erzes wurde mein unverdorbenes Gemüt ergriffen von der Reinheit der ländlichen Sitten, der beschwichtigenden Ruhe der Einsamkeit, von dem mächtigen Zauber der Religion und den wehmutsvollen Erinnerungen der ersten Kindheit. O, welches Herz, und wäre es auch noch so verderbt, erzittert nicht bei dem Tone der Glocken seines Geburtsortes, jener Glocken, die in freudig bebenden Klängen über seiner Wiege ertönten, die seinen Eintritt ins Leben begrüßten, seinen ersten Herzschlag verkündeten und sich zu Boten machten der heiligen Freude seines Vaters wie der Schmerzen und der unaussprechlichen Seligkeit seiner Mutter. Religion, Familie, Vaterland, die Wiege und das Grab, die Vergangenheit und die Zukunft, alles birgt der beglückende Traum, in den die Töne der heimatlichen Glocke uns versenken.

Mehr als irgend jemand überließen freilich Amalie und ich uns diesen ernsten und weichen Empfindungen, denn beide fühlten wir einen Hang zu wehmutsvoller Traurigkeit, den Gott oder unsre Mutter uns in das Herz gelegt hatte.

Mein Vater wurde indessen von einer Krankheit ergriffen, die ihn in wenigen Tagen ins Grab brachte. Er starb in meinen Armen. Ich lernte den Tod kennen auf den Lippen dessen, der mir das Leben gegeben hatte. Der Eindruck war ein mächtiger, und er dauert noch fort.

Zum erstenmal zeigte sich mir in voller Klarheit die Unsterblichkeit der Seele. Ich vermochte nicht zu glauben, daß dieser leblose Körper der Schöpfer des Gedankens in mir gewesen sei; ich ward mir bewußt, er müsse einem andern Urquell entstammen, und in einem heiligen Gefühle des Schmerzes, das an Freude grenzte, hoffte ich, mich einst mit dem Geiste meines Vaters zu vereinen.

Eine andre Wahrnehmung bestätigte mir diesen erhabenen Gedanken. Die väterlichen Züge trugen im Sarge einen beinahe überirdischen Ausdruck. Warum sollte dieses wunderbare Mysterium nicht auf unsre Unsterblichkeit hinweisen? Warum sollte der Tod, dem alles offenbar ist, auf die Stirn seines Opfers nicht die Geheimnisse einer andern Welt gegraben haben? Warum im Grabe sich nicht das Bild der Ewigkeit zeigen?

Von ihrem Schmerz überwältigt, hatte Amalie sich in ein Turmzimmer zurückgezogen, wo sie den Gesang der Priester und die Töne der Sterbeglocke vernahm, die unter den Wölbungen des in gotischem Stil erbauten Schlosses widerhallten.

Ich begleitete meinen Vater zu seiner letzten Wohnstätte; die Erde schloß sich über seiner irdischen Hülle; am Abend schon schritt ein gleichgültiger Fuß über seinen Grabhügel; für alle andern, nur nicht für seinen Sohn und seine Tochter, war es schon, als wäre er nie gewesen.

Wir mußten das meinem Bruder als Erbe zugefallene väterliche Schloß verlassen, ich begab mich mit Amalie zu alten Verwandten.

Vor dem Eingange zu den Irrgängen des Lebens stehend, erforschte ich sie einen nach dem andern, ohne es zu wagen, einen derselben zu betreten. Amalie sprach oft mit mir über das Glück des klösterlichen Lebens; sie sagte

mir, ich sei das einzige Band, welches sie noch in der Welt zurückhalte, und ihre Augen hefteten sich voller Trauer auf mich.

Diese frommen Gespräche bewegten mir das Herz, ich richtete oft meine Schritte nach einem in der Nähe meines neuen Wohnortes liegenden Kloster; beinahe sogar wäre ich der Versuchung erlegen, dort mein Leben zu verbergen. Glücklich diejenigen, die ihre Wallfahrt durch das Leben beenden, ohne den Hafen zu verlassen, und die nicht, wie ich, nutzlose Tage auf der Erde verbracht haben!

Der in steter Aufregung lebende Europäer baut sich einsam stehende Klöster, denn je stürmischer und bewegter es in unserm Herzen aussieht, desto größeren Reiz übt auf uns die Ruhe und Stille. Diese, den Unglücklichen und Schwachen sich gastlich öffnenden Häuser befinden sich oft in einem verborgenen Thale, das im Herzen die unbestimmte Empfindung des eignen Unglücks und die Hoffnung erweckt, eine Stätte des Friedens zu finden; bisweilen auch entdeckt das Auge sie auf einer Anhöhe, wo das fromme Gemüt sich wie eine Gebirgspflanze zum Himmel zu erheben scheint, um ihren Duft ihm zuzusenden.

Ich sehe jene altertümliche Abtei, in der ich mein Leben den Launen des Schicksals zu entziehen dachte, noch vor mir in der erhabenen Majestät ihrer Wälder und Gewässer; ich sehe mich noch, wie ich bei einbrechender Dämmerung in den hallenden öden Gängen des Klosters umherirrte. Wenn der Mond die Säulen beschien, auf denen die gewölbten Bogen ruhten und ihren Schatten auf die gegenüberliegende Mauer abzeichnete, dann hielt ich meine Schritte an und verlor mich in der Betrachtung des Kreuzes auf dem Felde der Toten und

der langen Gräser, welche zwischen den Grabsteinen wuchsen. O ihr Menschen, die ihr von der Welt abgeschieden gelebt und die Stille des Lebens mit der Stille des Todes vertauscht habt, mit welchem Ekel gegen alles Irdische erfüllen eure Gräber mein Herz!

Mochte es die Unbeständigkeit meiner Natur, oder Vorurteil gegen das klösterliche Leben sein, genug, ich änderte meinen Vorsatz und beschloß auf Reisen zu gehen. Ich sagte meiner Schwester lebewohl; sie schloß mich in die Arme mit einer Bewegung, die wie Freude aussah, als ob sie glücklich gewesen wäre, von mir zu scheiden; ich konnte mich einer bitteren Betrachtung über die Unbeständigkeit aller menschlichen Zuneigung nicht erwehren.

Voll glühender Thatkraft schiffte ich mich indessen auf dem stürmischen Ozean des Lebens ein, dessen Häfen weder, noch dessen Klippen ich kannte. Zuerst besuchte ich die Völker, die vom Erdboden verschwunden sind; ich saß auf den Trümmern von Rom und Griechenland, jenen Ländern mächtigen und erfinderischen Angedenkens, wo die Paläste unter Schutt begraben und die Mausoleen der Könige unter Disteln und Dornen versteckt liegen. Wie stark ist die Natur, wie schwach das Menschengeschlecht! Ein Grashalm bahnt sich oft den Weg durch den härtesten Marmor der Grabdenkmäler, welchen alle jene so mächtigen Toten niemals zu heben vermögen!

Bisweilen ragte in einer Wüstenei eine einzige hohe Säule empor, gleich einem großen Gedanken, der sich manchmal einer Seele entringt, die Zeit und Unglück zerrüttet haben.

Bei allen Vorkommnissen und zu allen Stunden des Tages stellte ich über jene Denkmäler meine Betrachtungen an. Bald sah ich die Sonne, die Zeuge gewesen war

von der Erbauung jener Städte, in majestätischer Pracht über ihren Trümmern untergehen, bald zeigte mir der Mond, der sich am klaren Firmamente erhob, zwischen zwei halbzerfallenen Aschenkrügen weiß schimmernde Gräber. Oft glaubte ich in den Strahlen jenes Gestirnes, das träumerischer Schwärmerei so günstig ist, den Geist der Erinnerung sinnend mir zur Seite sitzen zu sehen.

Bald jedoch wurde ich es müde, Gräber zu durchforschen, in denen ich nur allzu oft verbrecherischen Staub aufwühlte.

Ich wollte wissen, ob die lebenden Geschlechter mehr Tugenden oder weniger Unglück aufzuweisen hätten als die vom Erdboden verschwundenen. Als ich eines Tages, durch eine große Stadt schlendernd, hinter einem Palaste in einen entlegenen öden Hof gelangte, gewahrte ich eine Statue, deren Finger auf einen, durch eine Hinrichtung berühmt gewordenen Platz hinwies*). Die Stille an jenem Orte machte mich betroffen, nur der Wind strich mit klagenden Tönen über den tragischen Marmor. Am Fuße der Bildsäule lagen Arbeiter gleichgültig hingestreckt, während andre pfeifend Steine zerklopften. Ich fragte sie, was das Denkmal zu bedeuten habe; die einen wußten mir es kaum zu sagen, andern war die Katastrophe vollständig unbekannt. Nichts hat mir einen richtigeren Maßstab gegeben, wie wenig die Ereignisse des Lebens und wir selber zu bedeuten haben. Was ist aus jenen Gewaltigen geworden, welche die Welt beherrschten? Die Zeit hat einen Schritt vorwärts gethan, und die Oberfläche der Erde hat sich erneuert.

Auf meinen Reisen suchte ich besonders die Künstler

*) In London, hinter White-Hall, die Statue Karls I.

und die heiligen Männer auf, welche auf ihrer Leier die Götter und die Glückseligkeit jener Völker besingen, die Gesetze, Religion und ihre Toten ehren.

Jene Barden sind göttlichen Ursprungs, sie besitzen das einzige unbestreitbare Talent, welches der Himmel als Geschenk der Erde verliehen hat. Ihre Lebensweise ist einfach und erhaben zugleich, von ihren Lippen fließen goldene Worte zum Ruhme der Götter, und doch sind sie die einfachsten Menschen, die wie die Unsterblichen oder wie die unschuldigen Kinder reden; sie erklären uns die Gesetze des Weltalls, doch sie vermögen die natürlichsten Verhältnisse des Lebens nicht zu begreifen; sie haben die wunderbarsten Gedanken über den Tod und sterben wie die Säuglinge, ohne sich dessen bewußt zu sein.

In den Bergen Kaledoniens sang mir der letzte Barde, der sich in seiner Einöde hören ließ, die Lieder, mit welchen ein Held ehemals sein Greisenalter erheiterte. Wir saßen auf vier bemoosten Steinen, zu unsern Füßen floß ein Strom, in einiger Entfernung weidete das Reh zwischen den Trümmern eines Turmes, und von der See her pfiff der Wind über die Heide von Cona. Jetzt hat die christliche Religion auf die Grabmäler der Helden von Morven ein Kreuz gesetzt und die Saiten der Harfe Davids gerührt an dem Ufer desselben Stromes, an dem Ossian seiner Harfe klagende Seufzer entlockte. Ebenso friedfertig, wie die Gottheiten zu Selma kriegerisch gesinnt waren, hütet sie ihre Herden da, wo Fingal Schlachten geliefert, und versetzt Engel des Friedens in die Himmelsräume, die ehemals von blutigen Schatten bewohnt wurden.

Im klassischen, sonnigen Italien bewunderte ich die Meisterschöpfungen der Kunst. Mit welch heiligem, von Poesie erfülltem Grauen irrte ich durch die weiten, der

Religion geweihten Gebäude! Welch ein Labyrinth von Säulen! Wie verliert sich das Auge in den Bogen und Wölbungen! Wie lauscht das Ohr dem leisen Klingen und Rauschen, das durch den hohen Dom zieht, gleich dem Brausen der Wogen im Ozean, gleich dem Säuseln des Windes in den Wäldern, gleich der Stimme Gottes in seinem Tempel. Der Künstler hat gewissermaßen einen poetischen Gedanken in seinem Bau verewigt und ihn für die Sinne faßbar gemacht.

Was hatte ich jedoch bis dahin mit so vieler Anstrengung gelernt? Nichts Bestimmtes durch das klassische Altertum, nichts Schönes durch die moderne Kunst. Vergangenheit wie Gegenwart sind zwei sehr unvollkommene Statuen; die eine ist verstümmelt aus dem Schutte der Zeiten gezogen worden, die andre hat von der Zukunft noch nicht ihre Vollendung erlangt.

Vielleicht aber, meine alten Freunde, werdet ihr, als Bewohner der Wildnis, erstaunt sein, daß ich bei der Schilderung meiner Reisen nicht ein einziges Mal von den Denkmälern der Natur gesprochen habe.

Einst hatte ich den Gipfel des Aetna bestiegen, eines Vulkans, der mitten in einer Insel glüht. Unter mir sah ich am unermeßlichen Horizont die Sonne heraufsteigen, zu meinen Füßen die Insel Sizilien wie ein Punkt zusammengedrängt, und das Meer in unendliche Fernen sich ausdehnend. In diesem, aus der Vogelperspektive betrachteten Bilde erschienen die Flüsse nur wie feine, auf eine Landkarte gezeichnete geographische Linien; doch während das Auge sich nach einer Seite hin an jenem Gemälde erfreute, versenkte es sich auf der andern in den Krater des Aetna, dessen glühende Eingeweide ich zwischen schwarzen Rauchwolken entdeckte.

Ein Jüngling, das Herz voller Leidenschaften, am Rande eines Kraters sitzend und über das Los der Sterblichen weinend, deren Wohnungen er zu seinen Füßen kaum zu erblicken vermag, ist ohne Zweifel, meine Freunde, nur ein Gegenstand eures Mitleids; doch was ihr von René auch denken möget, jenes Bild zeigt euch seinen Charakter und sein Leben; so habe ich während meines ganzen Daseins eine unermeßliche und doch kaum wahrnehmbare Schöpfung vor Augen, und mir zur Seite einen gähnenden Abgrund gehabt."

Nachdem er diese letzten Worte gesprochen, schwieg René und versank auf einmal in träumerisches Sinnen. Pater Souël blickte ihn verwundert an, und der alte blinde Sachem, der den Jüngling nicht mehr reden hörte, wußte nicht, wie er das Schweigen zu deuten habe.

René hatte die Blicke auf eine Gruppe Indianer geheftet, welche fröhlich über die Ebene schritten. Plötzlich umdüsterten sich seine Züge, Thränen flossen aus seinen Augen und er rief aus:

„Ihr glücklichen Wilden! O, warum kann ich den Frieden nicht genießen, der euch stets begleitet! Während ich mit so geringem Ergebnisse so viele Länder durchstreifte, ließet ihr, ruhig unter euren Eichen sitzend, die Tage dahinfließen, ohne sie zu zählen. Eure Vernunft ging nicht über eure Bedürfnisse hinaus und ihr gelangtet dennoch besser als ich zum letzten Schlusse der Weisheit, wie das Kind zwischen Spiel und Schlaf. Wenn jene wehmütige Empfindung, die oft das Uebermaß des Glückes hervorruft, sich bisweilen eurer Seele bemächtigte, so wußtet ihr euch bald dieser vorübergehend trüben Stimmung zu entreißen, und euer zum Himmel erhobener Blick suchte voller Rührung jenes un-

bekannte Etwas, das auch für den armen Wilden Mitleid fühlt."

Hier erstarb von neuem Renés Stimme, und er senkte das Haupt auf die Brust. Chactas, die Hand in das vor seinen Blicken liegende Dunkel ausstreckend, ergriff den Arm seines Sohnes und rief ihm in bewegtem Tone zu: „Mein Sohn, mein teurer Sohn!" Diese Worte brachten den jungen Mann zu sich selbst zurück, er errötete über seine Zerstreutheit und bat seinen Vater, ihm zu verzeihen.

Darauf sprach der alte Indianer: „Mein junger Freund, die Bewegungen eines Herzens wie das deinige können nicht stets gleichmäßig sein; nur mäßige die Empfindungen, welche dir schon so große Schmerzen bereitet haben. Es darf dich nicht in Verwunderung versetzen, daß du mehr als ein andrer unter den Vorkommnissen des Lebens zu leiden hast; ein großes Herz empfindet tiefer und schmerzlicher als eine kleinliche Seele. Fahre in deiner Erzählung fort. Du hast uns durch einen Teil von Europa geführt, mache uns nun mit deinem Vaterlande bekannt. Du weißt, daß ich Frankreich gesehen und dort Bande der Freundschaft geknüpft habe; ich wünschte, etwas von jenem großen Häuptlinge*) zu vernehmen, der nicht mehr auf Erden weilt und dessen prächtige Hütte ich besucht habe. Mein Kind, ich lebe nur noch durch das Gedächtnis. Ein Greis wie ich gleicht mit seinen Erinnerungen der altersschwachen Eiche in unsern Wäldern, sie schmückt sich nicht mehr mit ihrem eignen Laub, sie bedeckt ihre Blöße mit fremden Pflanzen, die auf ihren hundertjährigen Aesten wuchern."

---

*) Ludwig XIV.

Durch diese Worte beruhigt, nahm der Bruder Amaliens die Geschichte seines Herzens wieder auf.

Ach, mein Vater, ich wüßte dir nichts zu sagen von jenem großen Jahrhundert, dessen Ende ich nur in meiner Kindheit erlebt habe, und das schon vorüber war, als ich in mein Vaterland zurückkehrte. Niemals hat sich eine erstaunlichere und plötzlichere Umwandlung bei einem Volke vollzogen. Geistesgröße, Ehrfurcht vor der Religion, Reinheit der Sitten, alles hatte sich mit einemmal in niedrige Gesinnung, Gottlosigkeit, Verderbtheit umgestaltet.

Vergeblich also hatte ich gehofft, in meiner Heimat Heilung zu finden für jene Rastlosigkeit, jene ungestillte Sehnsucht, die mich verzehrte und mich überall verfolgte. Die Erforschung der Welt hatte mich nichts gelehrt, und doch war mir die Harmlosigkeit des Gemütes, welche Unkenntnis und Unwissenheit verleihen, verloren gegangen.

Meine Schwester schien durch ein unerklärliches Benehmen mein Unbehagen vermehren zu wollen; sie hatte einige Tage vor meiner Ankunft Paris verlassen. Ich schrieb ihr, daß ich beabsichtige, mit ihr zusammenzutreffen, doch sie beeilte sich, mir zu antworten und mich von meinem Plane abzubringen, unter dem Vorwande, es sei unsicher, an welchen Ort ihre Angelegenheiten sie rufen würden. Welch traurigen Betrachtungen überließ ich mich damals über die Gefühle der Freundschaft und Liebe, die durch stete Gegenwart an Wärme verlieren, durch Abwesenheit völlig erkalten, welche nicht dem Unglücke und noch weniger dem Glücke standzuhalten vermögen!

Ich fand mich bald in meinem heimatlichen Lande vereinsamter, als ich es auf fremder Erde gewesen war. Ich versuchte es während kurzer Zeit, mich in den Strudel

des Weltlebens zu werfen; mein Herz, noch von keiner Leidenschaft abgestumpft, verlangte nach einem Gegenstande, den es mit feuriger Glut umfassen konnte, doch ich sah bald, daß ich mehr gab, als ich empfing. Es wurde von mir weder eine edle Sprache noch tiefes Gefühl verlangt. Ich mußte mein Leben in kleinliche Verhältnisse zwängen, um es dem niederen Maße der Gesellschaft anzupassen. Ueberall als ein überspannter Kopf betrachtet, mich der Rolle, die ich spielte, schämend, und mehr und mehr mit Ekel erfüllt gegen alle Dinge und alle Menschen, faßte ich den Entschluß, mich in eine Vorstadt zurückzuziehen, um dort in völliger Vergessenheit zu leben.

Im Anfang hatte dieses ruhige, unabhängige Leben einen großen Reiz für mich. Ungekannt, mischte ich mich unter die Menge: eine ungeheure Menschenwüste.

In einer wenig besuchten Kirche sitzend, verbrachte ich oft ganze Stunden in Betrachtungen verloren. Ich sah arme Frauen sich vor dem Allerhöchsten in den Staub werfen und Sünder als Büßende vor dem Richterstuhle niederknieen. Keiner verließ den Ort ohne eine heiterere Stirne, und der dumpfe Lärm, der von außen hereindrang, schien nur die am Fuße des Kreuzes ersterbende Glut der Leidenschaften und Stürme des Menschenherzens zu sein. Großer Gott, der du an jenen heiligen Stätten meine Thränen im geheimen fließen sahst, du weißt, wie oft ich mich dir zu Füßen warf und zu dir flehte, mich von der Last des Daseins zu befreien, oder den alten Menschen in mir umzuwandeln! Ach, wer hat nicht bisweilen das Verlangen gefühlt, sich neu zu gestalten, sich in den Gewässern des Stromes zu verjüngen, seine Seele in den Quell des Lebens zu tauchen? Wer fühlte sich

nicht bisweilen zu Boden gedrückt von der Last seiner eignen Verderbtheit, und unfähig, etwas Gutes, Großes, Edles auszuführen?

Wenn der Abend gekommen war und ich den Weg zu meiner einsamen Wohnung wieder einschlug, blieb ich oft auf der Brücke stehen und sah dem Schauspiele des Sonnenunterganges zu. Das Gestirn, den Dunst der Stadt in ein Feuermeer verwandelnd, schien sich langsam im goldenen Aether zu schwingen wie das Pendel an der Weltenuhr. Mit der Dunkelheit verließ ich die Stelle und schritt heimwärts durch ein Labyrinth einsamer Straßen. Sinnend betrachtete ich den Schein der Lichter in den Wohnungen der Menschen, versetzte mich in Gedanken mitten in die Schmerzens- und Freudenszenen, die sie beleuchteten, und es fiel mir schwer aufs Herz, daß ich in all diesen bewohnten Stätten nicht einen einzigen Freund besaß. Die Turmuhr der gotischen Kathedrale, mich aus meinen Betrachtungen aufschreckend, gab in gemessenen Schlägen die Stunde an; in allen Tonarten, nach jeder Richtung hin, wurde sie von Kirche zu Kirche wiederholt. Ach, mit jeder Stunde öffnet sich irgendwo ein Grab und fließen Thränen.

Dieses Leben jedoch, das mir im Anfang voller Reiz erschienen war, fing bald an, mir unerträglich zu werden. Die Wiederholung derselben Szenen und derselben Gedanken wurde mir langweilig. Ich prüfte mein Herz und fragte mich, was ich eigentlich wünsche. Ich wußte es selber nicht, aber es kam mir auf einmal der Gedanke, ich würde in der Stille des Waldes ein glücklicheres Leben führen. Auf der Stelle war ich entschlossen, in ländlicher Verbannung eine kaum begonnene Laufbahn zu vollenden, in der ich trotzdem schon Jahrhunderte durchlebt hatte.

Ich brachte diesen Plan mit dem fieberhaften Eifer zur Ausführung, den ich bei allen meinen Vorsätzen an den Tag lege; ohne Zeit zu verlieren, brach ich auf, um mich in eine Hütte zu begraben, wie ich mich früher aufgemacht hatte, um die Welt zu umsegeln.

Man macht mir den Vorwurf, daß ich unbeständig bin in meinen Neigungen, daß ich nicht lange ein und dasselbe Trugbild des Glückes festzuhalten vermag, daß ich mich willenlos einer Phantasie überlasse, die meine Freuden nur zu schnell erschöpft, als sei die lange Dauer derselben ihr unbequem; auch wird mir der Vorwurf gemacht, daß ich stets über das Ziel hinausgehe, das ich zu erreichen strebe. Ach! ich suche nur ein unbekanntes Glück, das ich instinktmäßig verfolge. Ist es meine Schuld, daß mir überall Grenzen gesteckt sind und das Endliche für mich keinen Wert hat? Und doch liegt gerade in der Einförmigkeit der menschlichen Empfindungen für mich der größte Reiz, und wenn ich thöricht genug wäre, an ein Glück zu glauben, würde ich es nur in der Gewohnheit suchen.

Die vollständige Abgeschlossenheit von der Welt, wo ich nur das Schauspiel der Natur vor Augen hatte, versetzte mich bald in einen unbeschreiblichen Zustand. Ohne Eltern, ohne Freunde, gewissermaßen allein auf der Erde, litt ich unter dem Uebermaß von Lebensfülle. Bisweilen errötete ich plötzlich und fühlte in meinem Herzen gleichsam Ströme glühender Lava fließen; bisweilen auch schrie ich unwillkürlich auf, und meine Nächte wurden gestört durch Träume und Schlaflosigkeit. Es fehlte nur etwas, um die Leere meines Daseins auszufüllen; ich stieg in das Thal hinab, ich kletterte auf die Berge, mit der ganzen Gewalt meines Verlangens das Ideal meiner

glühenden Sehnsucht herbeirufend; die Winde schienen es mir zuzuführen, in dem Rauschen der Wellen glaubte ich es zu vernehmen; überall erblickte ich das Phantom meiner Phantasie, in den Gestirnen des Himmels, ja selbst in dem Lebensprinzip des Weltalls.

Immerhin war dieser Zustand der Ruhe und Bewegung, der geistigen Apathie und des Gefühlsreichtums nicht ohne Reiz: eines Tages hatte ich Vergnügen daran gefunden, die Blätter eines Weidenzweiges in den Bach zu streuen und an jedes Blatt, welches die Strömung mit sich fortriß, einen Gedanken zu knüpfen. Ein König, der durch eine plötzliche Staatsumwälzung seine Krone zu verlieren fürchtet, kann in keiner lebhafteren Angst schweben, als ich empfand bei jedem Unfall, der meine gebrechlichen Fahrzeuge bedrohte. O Schwäche der Sterblichen! O Einfalt des Menschenherzens, das niemals altert! Zu so kindischem Treiben kann unsre stolze Vernunft sich hergeben! Und doch, wie viel Menschen heften ihr Geschick an ebenso wertlose Dinge, wie meine Weidenblätter waren.

Wie aber könnte ich Worte finden für alle Gedanken und Gefühle, die während meiner Spaziergänge auf mich einstürmten? Die Regungen, welche die Leidenschaften in einem leeren, vereinsamten Herzen hervorrufen, gleichen dem Säuseln des Windes, dem Rieseln des Baches; sie stören die Stille der Wildnis, man lauscht ihnen voller Entzücken, man vermag sie nicht zu schildern.

Der Herbst überraschte mich, während ich mich solchen schwankenden Empfindungen überließ, ich sah mit Freuden die Zeit der Stürme herannahen. Bald hätte ich einer jener Krieger sein mögen, die gegen irdische und überirdische Dinge streiten, bald beneidete ich sogar das Schick-

sal des Hirten, den ich an dem bescheidenen, in einem Winkel des Waldes angezündeten Reisigfeuer sich die Hände wärmen sah. Ich lauschte seinem wehmütigen Gesang, der mich daran erinnerte, daß in allen Landen, wo ich gewesen, das Menschenherz, auch für das höchste Glück, nur Laute der Trauer hat. Unser Herz ist ein unvollkommenes Instrument, eine Leier, an der manche Saite fehlt, und auf der wir genötigt sind, die Töne, welche Jubel und Freude ausdrücken, in einer nur für den Schmerz geeigneten Tonart wiederzugeben.

Während des Tages irrte ich auf weiter Heide umher, die ein dichter Wald begrenzte. Wie geringfügiger Dinge bedurfte es, um meinem träumerischen Sinnen Nahrung zu geben! ein dürres Blatt, welches der Wind vor mir hertrieb, eine Hütte, deren Rauchsäule zu dem entblätterten Wipfel der Bäume emporwirbelte, das Moos an dem Stamm einer Eiche, das im Nordwind erzitterte, ein alleinstehender Fels, ein einsamer Teich, in dem das Schilfrohr rauschte! Der Kirchtum, der in der Ferne unten im Thal emporragte, hat oft meine Blicke auf sich gezogen, oft auch folgte ich mit den Augen den Zugvögeln, die über meinem Haupte dahinflogen. Mit ihnen hätte ich an jene unbekannten Gestade, in jene fernen Länder ziehen mögen, in die ihr schneller Flug sie trägt. Ein innerer Trieb schien mich in die Ferne zu ziehen, ich kam mir selber nur wie ein Wanderer vor, doch glaubte ich eine Stimme vom Himmel zu vernehmen, die mir sagte: Mensch, der Zeitpunkt deiner Wanderung ist noch nicht gekommen; warte, bis der Sturm des Todes sich erhebt, dann entfalte deine Flügel und ziehe jenen unbekannten Regionen zu, nach denen dein Herz verlangt.

Erhebt euch schnell, ihr Stürme, die ihr René in

den unendlichen Raum einer andern Welt entführen sollt. So sprechend, eilte ich mit großen Schritten, mit glühendem Antlitz einher, während der Wind in meinen Haaren wühlte und ich gegen Nässe und Kälte unempfindlich blieb, voller Entzücken, voller Pein, und wie besessen von dem Dämon meines eignen Herzens.

In der Nacht, wenn der Sturm um meine Hütte heulte, wenn der Regen in Strömen auf das Dach fiel, wenn ich durch die Scheiben den Mond die zusammengeballten Wolken durchbrechen sah, wie ein geisterhaftes Schiff, das über die Wellen gleitet, dann schien es mir, als ob die Lebenskraft in mir sich verdoppele, als ob ich mächtig genug wäre, eine Welt zu schaffen. Ach! hätte ich mit einem andern Wesen das Entzücken teilen können, das ich empfand! O Gott! hättest du mir das Weib meiner Sehnsucht gegeben, hättest du mir, wie unserm Stammvater, an der Hand eine Eva, einen Teil meines Selbst, zugeführt! ... Göttliche Schönheit! ich hätte mich vor dir niedergeworfen, und dich darauf in die Arme nehmend, hätte ich den Ewigen gebeten, dir den Rest meines Lebens opfern zu dürfen.

Doch ach! ich war allein, allein auf der Erde! Mein Körper verzehrte sich in geheimem Sehnen, jener Ekel am Leben, den ich schon in meiner Kindheit empfunden hatte, kehrte mit erneuter Gewalt zurück, das Herz bot dem Gedanken keine Nahrung mehr, und ich war mir meines Daseins nur noch durch die Empfindung tiefen Lebensüberdrusses bewußt.

Während einiger Zeit kämpfte ich gegen diesen Seelenzustand an, doch nur mit Gleichgültigkeit und ohne den festen Entschluß, ihn zu besiegen. Endlich, da ich kein Heilmittel finden konnte für diese seltsame Verwundung

meines Herzens, die sich nirgends und überall fand, beschloß ich aus dem Leben zu scheiden.

Priester des Höchsten, der du meine Worte vernimmst, verzeihe einem Unglücklichen, den der Himmel beinahe der Vernunft beraubt hatte. Ich war durchdrungen von religiösem Gefühl und doch waren meine Entschlüsse die eines Gottlosen; mein Herz liebte Gott, mein Verstand mißkannte ihn; meine Handlungen, meine Reden, meine Gefühle und Gedanken waren nichts als Widerspruch, Sünde und Lüge. Doch weiß der Mensch immer, was er will? hat er seine Gedanken stets in der Gewalt?

Alles auf einmal ging mir verloren! Die Freundschaft, die Welt, die Einsamkeit. Ich hatte alles versucht, und alles war mir verhängnisvoll geworden. Von der Gesellschaft ausgestoßen, von Amalien verlassen, was blieb mir, nun, da auch die Einsamkeit mich aufgab? — Sie war mein letzter Rettungsanker gewesen, und nun versank auch dieser in den Abgrund!

Entschlossen, mich von der Last des Lebens zu befreien, gedachte ich, die unsinnige That mit aller Vernunft ins Werk zu setzen. Nichts drängte mich zur Eile; ich bestimmte keinen Zeitpunkt für meine Loslösung von dieser Welt, um in langen Zügen noch die letzten Momente des Daseins zu genießen und alle meine Kräfte zu stählen für den Augenblick, wo meine Seele mir entfliehen würde.

Indes hielt ich es für notwendig, hinsichtlich meines Vermögens einige Verfügungen zu treffen und sah mich daher gezwungen, an Amalie zu schreiben. Es mochten mir wohl leise Klagen entschlüpft sein über ihre erkaltete Zuneigung, und ohne Zweifel ließ ich die tiefe Bewegung durchschimmern, die meine Seele umnachtete. Ich glaubte jedoch, mein Geheimnis wohl bewahrt zu haben; meine

Schwester aber, die es gewohnt war, in den verborgensten Falten meiner Seele zu lesen, erriet es ohne Mühe. Der gezwungene Ton meines Briefes beunruhigte sie, wie auch meine Fragen über Angelegenheiten, die mich niemals beschäftigt hatten. Anstatt mir zu antworten, überraschte sie mich plötzlich durch ihre Ankunft.

Um zu ermessen, wie groß später die Bitternis meines Schmerzes war, und welch überschwengliches Glück ich empfand bei dem Wiedersehen Amaliens, muß man bedenken, daß sie auf der Welt das einzige Wesen war, das ich liebte, daß alle meine Gefühle in der Liebe zu ihr und den süßen Erinnerungen meiner Kindheit gipfelten. Ich begrüßte Amalie mit jubelndem Herzen. Seit so langer Zeit hatte ich niemand gefunden, der mir zuhörte, dem ich mein Gemüt eröffnen konnte!

Amalie stürzte in meine Arme und sagte: „Undankbarer, du willst sterben, und deine Schwester lebt! Du klagst ihr Herz an! O, erkläre mir nichts, entschuldige dich nicht, ich weiß alles; ich habe alles begriffen, als ob ich bei dir gewesen wäre. Wie könntest du mich täuschen, mich, die ich die ersten Regungen deines Herzens gekannt habe! Hierin zeigt sich dein unglücklicher Charakter, dein Lebensüberdruß, deine Ungerechtigkeit; schwöre mir, während ich dich hier an meinem Herzen halte, schwöre mir, daß du dich zum letztenmal diesen thörichten Eingebungen überlassen willst, gelobe es mir feierlich, niemals Hand an dein Leben zu legen.“

Während sie diese Worte sprach, betrachtete Amalie mich voller Mitleid und Zärtlichkeit, sie bedeckte meine Stirn mit Küssen. Ach! mein Herz öffnete sich wieder allen Freuden; wie ein Kind verlangte ich nichts andres als getröstet zu werden; ich gab dem Einflusse Amaliens

nach, sie forderte einen feierlichen Eid von mir, den ich ohne Zaudern ablegte, da ich nicht einmal ahnte, daß ich in Zukunft noch unglücklich sein könne.

Länger als einen Monat genossen wir das Glück des Beisammenseins. Wenn ich am Morgen, anstatt mich allein zu finden, die Stimme meiner Schwester vernahm, erbebte ich in seliger Freude. Die Natur hatte einen göttlichen Funken in Amaliens Herz gelegt und derselben die gleiche bezaubernde Unschuld verliehen, wie ihrer äußeren Erscheinung. Nichts kam ihrer unendlichen Milde, ihrem reinen, etwas schwärmerischen Gemüte gleich; man hätte von ihr sagen können, daß Herz, Gedanken und Stimme in schönem Einklange sich zusammenfanden; vom Weibe hatte sie die Schüchternheit und Liebe, vom Engel die Reinheit und Harmonie.

Der Augenblick war gekommen, wo ich alle meine früheren Widersinnigkeiten büßen sollte. In dem überspannten Zustande meines Gemütes war ich soweit gegangen, ein Unglück herbeizuwünschen, um einen wirklichen Grund für meine Leiden zu haben, ein sündhafter Wunsch, dem Gott in seinem Zorn nur zu sehr Gehör schenkte!

Was habe ich euch zu offenbaren, o meine Freunde! Sehet die Thränen, die aus meinen Augen fließen, darf ich nur ... Vor wenig Tagen noch hätte niemand mir dieses Geheimnis entreißen können ... Doch nun ist alles zu Ende!

Meine Geschichte, ihr ehrwürdigen Greise, soll jedoch für ewig in Schweigen begraben sein; erinnert euch, daß sie nur unter dem Baume der Wildnis erzählt wurde.

Der Winter nahte seinem Ende, als ich die Beob-

achtung machte, daß Amalie die Ruhe und Gesundheit, die sie mir wiedergegeben, für sich selber einbüßte. Sie magerte ab, ihre Augen wurden hohl, ihr Gang war schleppend, die Stimme verschleiert. Eines Tages überraschte ich sie in Thränen zu Füßen eines Christusbildes. Das Geräusch der Welt, wie die Einsamkeit, meine Abwesenheit wie meine Gegenwart, der Tag wie die Nacht, alles quälte und beunruhigte sie. Unwillkürliche Seufzer erstarben auf ihren Lippen; bald hielt sie, ohne sich zu ermüden, einen langen Spaziergang aus, bald vermochte sie kaum sich einige Schritte weit zu schleppen; sie nahm eine Arbeit, um sie sogleich wieder liegen zu lassen, sie öffnete ein Buch, ohne es zu lesen, begann einen Satz, den sie nicht vollendete, zerfloß plötzlich in Thränen und zog sich zurück, um zu beten.

Vergeblich suchte ich ihr Geheimnis zu entdecken. Wenn ich, sie in meine Arme nehmend, eine Frage an sie stellte, gab sie mir lächelnd zur Antwort, es gehe ihr wie mir, sie wisse nicht, was ihr fehle.

So verflossen drei Monate, und ihr Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tage. Ein geheimnisvoller Briefwechsel schien mir die Ursache ihrer Thränen zu sein; denn sie war, je nach den Briefen, die sie empfing, entweder ruhiger oder erregter. Eines Morgens endlich, als die Stunde, in der wir gemeinschaftlich unser Frühstück einnahmen, vorüber war, begebe ich mich in ihr Zimmer; ich klopfe, niemand antwortet; ich stoße die Thür auf, niemand befindet sich in ihrem Gemache. Auf dem Kamin erblicke ich ein an meine Adresse gerichtetes Schreiben. Ich greife zitternd danach, ich erbreche es und lese diesen Brief, den ich aufbewahre, um mir jede freudige Hoffnung für die Zukunft zu rauben.

„An René.

„Der Himmel ist mein Zeuge, geliebter Bruder, daß ich tausendmal mein Leben hingeben würde, um Dir einen Augenblick der Betrübnis zu ersparen; doch unglücklich, wie ich selber bin, vermag ich nichts für Dein Glück. Verzeih' mir also, daß ich mich heimlich, wie eine Schuldbewußte, von Dir entfernt habe; ich hätte Deinen Bitten nicht widerstehen können, und doch mußte ich Dich verlassen . . . O Gott, habe Mitleid mit mir!

„Du weißt, René, daß ich stets eine Vorliebe für das klösterliche Leben hatte; es ist Zeit, daß ich die Mahnung des Himmels beachte. Warum habe ich so lange gewartet! Gott straft mich dafür. Um Deinetwillen war ich draußen in der Welt geblieben .... Verzeih', ich bin noch ganz betäubt von dem Schmerz, Dich verlassen zu haben.

„In diesem Augenblick, mein teurer Bruder, begreife ich die Notwendigkeit jener Zufluchtsstätten, gegen die Du so oft geeifert hast. Es gibt Leiden, die uns für immer von den Menschen trennen; was sollte dann aus den armen Unglücklichen werden! . . . Ich bin überzeugt, mein Bruder, daß selbst Du in jener religiösen Zurückgezogenheit Ruhe finden würdest; die Welt bietet Dir nichts, was Deiner würdig wäre.

„Ich erinnere Dich nicht an Deinen Eid; ich weiß, daß ich Deinem Worte trauen darf. Du hast gelobt, um meinetwillen zu leben. Gibt es etwas Erniedrigenderes als den Gedanken, sich aus dem Leben fortstehlen zu wollen! Für einen Menschen von Deiner Gemütsart ist es so leicht, zu sterben! Glaube Deiner Schwester, schwerer ist es zu leben.

„Doch eins, mein Bruder, verlasse so schnell wie möglich die Einsamkeit, die Dir nicht wohlthätig ist, suche

irgend eine Beschäftigung. Ich weiß, daß Du mit bitterem Spott die Notwendigkeit rügst, einen Beruf zu ergreifen. Mißachte doch nicht die Erfahrung und Verständigkeit unsrer Väter. Es ist besser, mein teurer René, mehr der großen Masse der Menschen zu gleichen und weniger unglücklich zu sein.

„Vielleicht würdest du in der Ehe Frieden und Beruhigung finden. Die Sorge um Dein Weib, um Deine Kinder würde Deine Tage ausfüllen. Und welches Weib würde sich nicht bestreben, Dich glücklich zu machen! Dein Gemüt, das alles mit Begeisterung erfaßt, der Adel Deiner Seele, Dein edles, von glühender Empfindung beseeltes Antlitz, Dein stolzes und doch so zärtlich blickendes Auge, alles würde Dir ihre Liebe und Treue sichern. Jeder ihrer Blicke, jeder ihrer Gedanken würde nur auf Dich gerichtet sein, um dem geringsten Deiner Wünsche zuvorzukommen! Sie wäre ganz Liebe, ganz Unschuld; Du würdest glauben, eine Schwester wiederzufinden!

„Ich gehe in das Nonnenkloster zu . . ., das am Gestade des Meeres erbaut, zu der Stimmung meines Gemütes paßt. Während der Nacht werde ich von meiner Zelle aus das Murmeln der Wellen hören, welche die Mauern des Klosters bespülen; ich werde dabei an unsre Spaziergänge in die Wälder denken, wo die vom Winde bewegten Baumwipfel auch an das Rauschen des Meeres erinnerten. Treuer Gefährte meiner Kindheit, soll ich Dich nicht mehr sehen? Kaum älter als Du, wiegte ich Dich in den Schlaf, oft teilten wir das gleiche Lager. Ach! könnte dasselbe Grab uns nicht vereinen! Doch nein! ich muß allein ruhen unter dem eisigen Marmor jener geweihten Stätte, wo die Jungfrauen, die nie geliebt haben, für immer schlummern.

„Ich weiß nicht, ob Du diese, durch meine Thränen halb verlöschten Zeilen zu lesen vermagst. Ob ein wenig früher, ob ein wenig später, mein lieber Freund, wir hätten uns doch trennen müssen. Brauche ich Dir nur zu sagen, wie unsicher und wertlos das Leben ist! Erinnerst Du Dich des jungen M . . . ., der bei Isle-de-France Schiffbruch litt? Als Du einige Monate nach seinem Tode erst seinen letzten Brief erhieltest, ruhte seine sterbliche Hülle schon im Schoß der Erde, und als Du in Europa anfingst, ihn zu betrauern, hatte man in Indien aufgehört, ihn zu beweinen. Was denn ist der Mensch, dessen Andenken so schnell vergeht? Ein Teil seiner Freunde erfährt erst seinen Tod, wenn der andre sich darüber schon getröstet hat! Ach, mein geliebter, nur zu sehr geliebter René, wird mein Andenken sich ebenso schnell in Deinem Herzen verwischen? O, mein Bruder, wenn ich mich für eine kurze Spanne Zeit aus Deiner Nähe reiße, so geschieht es, um nicht in alle Ewigkeit von Dir getrennt zu sein.

Amalie."

P. S. „Du erhältst hierbei die Schenkungsurkunde meines Vermögens; ich hoffe, Du wirst diesen Beweis meiner Freundschaft und Anhänglichkeit nicht zurückweisen."

Hätte der Blitz zu meinen Füßen eingeschlagen, er hätte mir keinen größeren Schrecken verursachen können, als dieser Brief. Welches Geheimnis verbarg mir Amalie? Wer zwang sie so plötzlich, das klösterliche Leben zu erwählen? Hatte sie mich durch den Zauber ihrer schwesterlichen Liebe nur an das Dasein zu fesseln gewußt, um mich plötzlich zu verlassen? O, warum hatte sie sich meiner Absicht wiedersetzt! Eine Regung des Mitleids mußte

sie zu mir geführt haben, doch bald der schweren Pflichterfüllung müde, hatte sie sich beeilt, einen Unglücklichen zu verlassen, der nur sie auf der Welt hatte. Man glaubt alles gethan zu haben, wenn man einen Menschen hindert, sich das Leben zu nehmen! So klagte ich. Und darauf in mich selbst zurückgehend, fügte ich hinzu: „Undankbare Amalie, wärest du an meiner Stelle gewesen, hättest du, wie ich, die trostlose Leere des Daseins empfunden, ach! du wärest nicht von deinem Bruder verlassen worden!

Als ich indes den Brief nochmals durchlas, fand ich darin etwas so wehmütig Liebevolles, daß mein Herz in Zärtlichkeit zerschmolz. Es kam mir plötzlich ein Gedanke, der mir etwas Hoffnung wiedergab; ich stellte mir vor, Amalie könne für jemand eine Leidenschaft gefaßt haben, die sie nicht einzugestehen wage. Dieser Verdacht schien mir eine Erklärung für ihre Niedergeschlagenheit, den geheimnisvollen Briefwechsel und den leidenschaftlichen Ton, der in ihrem Briefe herrschte.

Ihre Antwort erfolgte bald, doch ohne daß sie mir ihr Geheimnis entdeckte; sie teilte mir nur mit, daß sie vom Noviziat dispensiert sei und ihr Ordensgelübde ablegen werde.

Ich war empört über Amaliens Starrsinn, über ihre geheimnisvollen Worte und über ihr geringes Vertrauen in meine brüderliche Liebe.

Nachdem ich einen Augenblick geschwankt hatte, welchen Entschluß ich fassen sollte, entschied ich mich dafür, nach B .... zu gehen, um einen letzten Versuch zu machen, meine Schwester von ihrem Vorhaben abzubringen. Das Schloß, in dem ich erzogen worden, lag auf meinem Wege. Als ich der Wälder ansichtig wurde, in denen ich die einzig glücklichen Augenblicke meines Lebens zugebracht

hatte, vermochte ich meine Thränen nicht zurückzuhalten, und es war mir unmöglich, der Versuchung zu widerstehen, ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen.

Mein älterer Bruder hatte das väterliche Erbteil verkauft, der neue Besitzer bewohnte es jedoch nicht. Durch die lang sich hinziehende Tannenallee gelangte ich bis zum Schloß; ich schritt zu Fuß über die verödeten Höfe, von Zeit zu Zeit blieb ich stehen, um die geschlossenen oder zerbrochenen Fensterscheiben zu betrachten, die Disteln, die am Fuße der Mauern wucherten, die Blätter, welche die Thürschwellen bedeckten, und die einsame Freitreppe, auf der ich so oft meinen Vater und seine treuen Diener gesehen hatte. Die Stufen waren schon mit Moos überzogen, gelber Goldlack wuchs zwischen den Spalten der losen, wackligen Steine hervor. Ein unbekannter Schloßhüter öffnete mir mißmutig die Thüren. Als ich zögerte, die Schwelle zu überschreiten, rief der Mann aus: „Nun, wollt Ihr es machen wie jene Fremde, die vor einigen Tagen hierherkam? Als sie vor der Thüre stand, wurde sie ohnmächtig, und ich mußte sie wieder zu ihrem Wagen tragen.“ Ich konnte unschwer erraten, wer jene Fremde war, die wie ich an dieser Stelle vergossene Thränen und wehmütige Erinnerungen gesucht hatte.

Die Augen eine Sekunde lang mit meinem Taschentuche bedeckend, trat ich unter das Dach meiner Väter. Ich durcheilte die hallenden Säle, in denen meine Schritte das Echo erweckten. Die Zimmer waren kaum erhellt durch einen schwachen Lichtschein, der sich durch die geschlossenen Fensterläden stahl; ich besuchte das Gemach, in welchem meine Mutter das Leben verlor, als sie mich zur Welt brachte, dasjenige, in welches mein Vater sich zurückzuziehen pflegte, ein andres, in welchem meine Wiege

gestanden, endlich das, wo ich meine ersten kindlichen Empfindungen einem zärtlichen Schwesterherzen anvertraut hatte. Ueberall in den Sälen hingen die Tapeten in Fetzen herunter, und die Spinne zog ihre Fäden über die verlassenen Lagerstätten. Ich entfernte mich schnell von jenem Orte und entfloh mit raschen Schritten, ohne den Kopf noch einmal umzuwenden. Wie süß, doch wie flüchtig sind jene Augenblicke, welche die Geschwister in ihren Kinderjahren unter den Flügeln der alten Eltern vereinen! Die Familie des Menschen dauert nur einen Tag, der Atem Gottes zerstreut sie wie eine lichte Rauchwolke. Kaum kennt der Sohn den Vater, der Vater den Sohn, der Bruder die Schwester, die Schwester den Bruder! Die Eiche sieht wohl ihre Früchte neue Keime treiben, doch solches Glück wird den Kindern der Menschen nicht zu teil!

Als ich in B . . . ankam, ließ ich mich in das Kloster führen und verlangte, mit meiner Schwester zu reden. Es hieß, sie wolle niemand empfangen. Ich schrieb ihr; sie antwortete: im Begriff, ihr Leben Gott zu weihen, sei es ihr nicht erlaubt, ihre Gedanken auf die Welt zu richten; wenn ich sie liebte, sollte ich es vermeiden, sie durch den Anblick meines Schmerzes niederzubeugen. Sie fügte hinzu: „Sollte es Deine Absicht sein, am Tage meiner Einkleidung am Altar zu erscheinen, so bitte ich Dich, Vaterstelle bei mir zu vertreten; diese Rolle ist die einzige, die Deiner würdig ist, die einzige auch, die unsre geschwisterliche Zuneigung und meine Ruhe Dir auferlegt.“

Diese kalte Entschlossenheit, die meiner glühenden Liebe entgegengestellt wurde, reizte mich zu heftigen Zornesausbrüchen. Bald war ich im Begriff zurückzukehren,

bald beschloß ich zu bleiben, doch nur, um die Feierlichkeit zu stören. Die Hölle flüsterte mir sogar den Gedanken ein, mich in der Kirche zu erdolchen und meine letzten Seufzer mit dem Gelübde zu vermischen, das mir meine Schwester entriß. Die Priorin des Klosters ließ mir sagen, daß am Hochaltar ein Sitz für mich bereit sei, und sie forderte mich auf, der Feierlichkeit beizuwohnen, die am nächsten Tage stattfinden sollte.

Mit dem Grauen des Tages erklang der erste Ton der Glocken... Wie in Todesangst schleppte ich mich gegen zehn Uhr in das Kloster. Das Leben bietet uns nichts Ergreifendes mehr, nachdem wir einem solchen Schauspiele beigewohnt, keinen Schmerz mehr, wenn wir es überlebt haben.

Eine ungeheure Volksmenge füllte die Kirche. Ich werde zu einer Bank neben dem Hochaltare geführt, ich werfe mich auf die Kniee nieder, beinahe ohne zu wissen, wo ich war, noch was mir bevorstand. Schon wartete der Priester am Altare, plötzlich that das geheimnisvolle Gitter sich auf, und Amalie erschien, mit aller weltlichen Pracht geschmückt. Sie war so schön, auf ihrem Antlitz lag etwas so Göttliches, daß sie ein Murmeln der Ueberraschung und Bewunderung hervorrief. Durch die schmerzvolle Glorie der Heiligen besiegt, durch die Erhabenheit der Religion zu Boden gedrückt, verflogen alle meine Pläne, eine Gewaltthat zu begehen, die Kraft verließ mich; ich fühlte mich von einer allmächtigen Hand gefesselt, und anstatt der Gotteslästerungen und Drohungen fand ich in meinem Herzen nur tiefe Verehrung und Seufzer demütiger Unterwerfung.

Amalie stellt sich unter einen Thronhimmel. Die heilige Handlung beginnt beim Scheine der Kerzen, mitten

unter Blumen und Wohlgerüchen, welche das Opfer Gott angenehm machen sollten. Bei dem Offertorium entkleidete der Diener Gottes sich seines priesterlichen Schmuckes, er behielt nur ein weißleinenes Untergewand, in dem er die Kanzel bestieg und in einfacher doch ergreifender Rede das Glück der Jungfrau schilderte, die ihr Leben dem Himmel weiht. Als er die Worte sprach: „Sie ist erschienen wie Weihrauch, der sich im Feuer verzehrt,“ verbreiteten sich unter der gläubigen Menge himmlische Wohlgerüche und eine weihevolle Stille; man fühlte sich wie geschützt unter den Flügeln der mystischen Taube, und man hätte glauben können, die Engel seien auf den Altar herabgestiegen und hätten sich mit Weihrauchduft und Blumengewinden wieder zum Himmel emporgeschwungen.

Der Priester beendet seine Rede, legt seine Gewänder wieder an, und die heilige Handlung nimmt ihren Fortgang. Amalie, von zwei jungen Nonnen geführt, läßt sich auf der letzten Stufe des Altars auf die Kniee nieder. Dann werde ich geholt, um mein Amt als Vater auszuüben. Als mein schwankender Schritt auf den Steinfliesen des Tempels ertönt, ist Amalie nahe daran, umzusinken. Man weist mir neben dem Priester einen Platz an, ihm die Schere zu reichen. In diesem Augenblicke fühle ich von neuem den Zorn in mir aufwallen. Voll heiliger Wut will ich auffahren, doch Amalie, ihren Mut zusammenraffend, wirft mir einen Blick zu, so vorwurfsvoll und schmerzlich, daß ich wie vernichtet bin. Die Religion hat gesiegt. Meine Schwester benützt meine Aufregung, sie beugt gefaßt den Kopf vor. Das prachtvolle Haar fällt nach allen Seiten unter dem geweihten Eisen; ein langes Gewand aus grobem Tuch ersetzt die weltliche Pracht der Kleidung, ohne ihre rührende Schön-

heit zu beeinträchtigen; die leidensvolle Stirn bedeckt eine weißleinene Binde; und der geheimnisvolle Schleier, das doppelte Symbol jungfräulicher Reinheit und religiösen Glaubens, verhüllt das seines höchsten Schmuckes beraubte Haupt. Niemals war sie mir so schön erschienen. Das Auge der Büßerin war auf den irdischen Staub gerichtet, ihre Seele schwebte in himmlischen Regionen.

Amalie hatte jedoch das Gelübde noch nicht ausgesprochen; erst nachdem sie durch das Grab gegangen war, durfte sie für die Welt tot sein. Meine Schwester streckt sich auf den Marmor aus, ein Grabtuch wird über sie gebreitet; an den vier Ecken desselben brennen vier geweihte Kerzen. Der Priester, in der Stola, das heilige Buch in der Hand, beginnt die Totenmesse, bei der junge Nonnen ihm dienen. O, wie erhaben und wie schrecklich zugleich sind die Entzückungen der Religion! Man hatte mich auf die Kniee niedergedrückt, plötzlich dringt ein undeutliches Murmeln unter dem Grabtuche hervor; ich neige den Kopf, und mir allein vernehmlich treffen diese furchtbaren Worte mein Ohr: „Gott der Barmherzigkeit, gib, daß ich mich nicht mehr von dieser Totenbahre erhebe, und überschütte mit Wohlthaten einen Bruder, der meine sündhafte Leidenschaft nicht geteilt hat.“

Diese Worte enthüllen mir die grausenerregende Wahrheit; mein Geist verwirrt sich, ich lasse mich auf das Grabtuch sinken, ich presse meine Schwester in die Arme, ich rufe aus: „O, keusche Braut Christi, empfange meinen letzten Kuß, der die Schrecken des Todes und die Tiefen der Ewigkeit durchdringt, die sich schon zwischen dich und deinen Bruder gestellt haben!“

Meine heftige Erschütterung, meine Worte, meine Thränen stören die Feierlichkeit; der Priester unterbricht

sich, die Nonnen schließen das Gitter, die Menge wogt und drängt zum Altar; ich werde bewußtlos aus der Kirche getragen. Wie wenig wußte ich denen Dank, die mich ins Leben zurückriefen! Als ich die Augen dem Lichte wieder öffnete, erfuhr ich, das Opfer sei vollbracht und meine Schwester von einem heftigen Fieber ergriffen. Sie ließ mich bitten, keinen Versuch zu machen, in ihre Nähe zu dringen. O, Bitterkeit meines Daseins! Die Schwester fürchtet, mit dem Bruder zu reden, der Bruder fürchtet, die Schwester seine Stimme hören zu lassen. Ich verließ das Kloster wie jenen Ort der Buße, in dem die Flammen uns auf ein himmlisches Leben vorbereiten, wo man, wie in der Hölle, alles verloren hat, nur nicht die Hoffnung.

Wir können in uns die Kraft finden, ein persönliches Unglück zu ertragen, doch kaum zu ertragen ist es, wenn wir uns als den unfreiwilligen Urheber von eines andern Unglück betrachten müssen. Nachdem mir nun das Herzensgeheimnis meiner Schwester bekannt war, konnte ich mir vorstellen, was sie gelitten hatte. Jetzt erklärte sich mir mancherlei, was ich bisher nicht begriffen hatte; jene Bewegung, halb der Freude, halb der Trauer, die Amalie bei meiner Abreise in ferne Länder kundgegeben, ihr ängstliches sich Fernhalten bei meiner Rückkehr, und endlich ihre Schwäche, die ihren Eintritt in ein Kloster so lange verzögerte; ohne Zweifel hatte sie geglaubt, von ihrer unseligen Leidenschaft geheilt zu werden. Ihre Absicht, sich von der Welt zurückzuziehen, die Umgehung des Noviziats, die Verfügung über ihr Vermögen zu meinen gunsten hatten augenscheinlich jenen geheimen Briefwechsel veranlaßt, durch den ich mich hatte täuschen lassen.

O, meine Freunde, ich wußte nun, was es heißt,

Thränen um ein Leid zu vergießen, das nicht in der Einbildung besteht! Meine so lange schwankenden Empfindungen ergriffen begierig diese erste Beute. Ich fand sogar eine gewisse unerwartete Genugthuung in der Ausschließlichkeit meines Kummers, und mit einer geheimen Regung der Freude wurde ich gewahr, daß der Schmerz ein Seelenzustand ist, dessen Bitternis unerschöpflich ist.

Ich hatte, dem Gebote des Allmächtigen vorgreifend, die Erde verlassen wollen; dies war ein schweres Vergehen; Gott hatte mir Amalie gesandt, mich zu retten und gleichzeitig mich zu strafen. So zieht jeder strafbare Gedanke, jede sündhafte Handhabung Unglück und Verderben nach sich. Amalie bat mich, zu leben, und ich war es ihr wohl schuldig, ihre Leiden nicht noch zu vermehren. Ueberdies — wie seltsam! — hatte ich keine Lust mehr zu sterben, seit ich mich wirklich unglücklich fühlte. Mein Gram war eine Beschäftigung geworden, welche alle meine Augenblicke ausfüllte. Ich faßte jedoch plötzlich einen andern Entschluß: Europa zu verlassen und nach Amerika zu gehen.

Man war gerade im Hafen von B . . . im Begriff, eine Flotte nach Louisiana auszurüsten; ich verständigte mich mit einem der Schiffskapitäne, ließ Amalie von meinem Plane in Kenntnis setzen und beschäftigte mich mit den Vorbereitungen zu meiner Abreise.

Meine Schwester hatte an der Pforte des Grabes gestanden, doch Gott, der ihr die hehrste Siegespalme bestimmte, wollte sie nicht so schnell zu sich rufen, ihre Prüfungszeit hienieden war nicht vollendet. Ein zweites Mal den schweren Weg des Lebens betretend, schritt das heldenmütige Mädchen, sich unter das Kreuz beugend, mutig den kommenden Schmerzen entgegen, um durch

Kampf zum Sieg zu gelangen und durch das Uebermaß der Leiden den höchsten Ruhm zu erwerben.

Die Verfügung über mein geringes Vermögen, das ich an meinen Bruder abtrat, die zeitraubenden, zu einer solchen Expedition notwendigen Vorbereitungen, dazu ungünstige Winde hielten mich lang im Hafen zurück. An jedem Morgen erkundigte ich mich nach dem Ergehen Amaliens, und stets fand ich neuen Grund, sie zu bewundern, sie schmerzlich zu beweinen.

Beständig irrte ich um das am Gestade des Meeres erbaute Kloster. Oft gewahrte ich an einem kleinen, vergitterten, auf den einsamen Strand hinausgehenden Fenster eine Nonne in nachdenklicher Haltung; sie war wohl in die Betrachtung des Ozeans versunken, auf dem irgend ein Schiff sichtbar wurde, das in die weite Welt segelte. Mehrmals erblickte ich beim Schein des Mondes die Nonne hinter dem Gitter des Fensters; sie war in den Anblick des von dem nächtlichen Gestirn beleuchteten Meeres versunken und schien dem Brausen der Wogen zu lauschen, die gegen den einsamen Strand schlugen.

Ich glaube noch den Ton der Glocke zu vernehmen, die zu mitternächtiger Stunde die Nonnen zum Gebet rief. Während die Klänge feierlich durch die Nacht hallten und die Gott geweihten Jungfrauen sich schweigend dem Altare des Allmächtigen nahten, eilte ich zum Kloster; in andachtsvoller Verzückung lauschte ich, einsam am Fuß der Mauern stehend, den letzten Tönen der Choräle, die sich unter den Wölbungen des Tempels mit dem leisen Rauschen der Wellen vermischten.

Ich weiß nicht, warum all diese Umstände, anstatt meinem Schmerze Nahrung zu geben, die Bitterkeit desselben beschwichtigten. Meine Thränen flossen weniger herb,

wenn ich sie, umtobt vom Sturm, auf hohem Felsen vergoß. Mein Schmerz selbst, weil er so außergewöhnlicher Natur war, trug schon einige Linderung in sich; alles, was aus der Alltäglichkeit heraustritt, gereicht es auch zu unserm Unglück, übt einen Reiz auf unser Gemüt aus. So überließ ich mich denn beinahe der Hoffnung, daß auch meine Schwester allmählich den Frieden des Herzens wiederfinden werde.

Ein Brief, den ich vor meiner Abreise von ihr erhielt, schien diese Annahme zu bestätigen. Amalie machte mir sanfte Vorwürfe über meinen untröstlichen Schmerz und versicherte mich, daß die Zeit auf ihr eignes Leid einen beschwichtigenden Einfluß übe. „Ich verzweifle nicht an meinem Glück," sagte sie; „das übermenschliche Opfer, nun es vollbracht ist, wird mir die Seelenruhe wieder geben. Die Herzenseinfalt meiner Gefährtinnen, die Reinheit ihrer Gedanken, die Regelmäßigkeit ihres Lebens, alles ergießt sich wie Balsam in mein krankes Gemüt. Wenn ich das Toben des Sturmes höre und die Seevögel mit den Flügeln an meine Fenster schlagen, dann denke ich arme, dem Himmel geweihte Taube, wie glücklich ich bin, eine Zuflucht gegen den Sturm gefunden zu haben. Hier bin ich wie auf dem heiligen Berge, das Geräusch der Welt dringt nur in schwachen, ersterbenden Lauten zu dem hohen Gipfel, der die Chöre der himmlischen Heerscharen vernimmt; hier wird eine empfindsame Seele durch die Religion in süße Täuschung gewiegt; für die heftigste Leidenschaft bietet sie Ersatz durch eine gewisse glühende Keuschheit, in der die Liebe sich mit jungfräulicher Reinheit vereint; die Seufzer läutert sie von allem Irdischen, in unvergängliche Glut wandelt sie die vergängliche Flamme; ihre göttliche Ruhe und Unschuld

beschwichtigen die letzten Zuckungen eines Herzens, welches fern von der Welt den Frieden sucht."

Ich weiß nicht, welche Prüfungen der Himmel mir vorbehält und ob er mich daran erinnern wollte, daß überall meinen Schritten Stürme folgen würden. Der Flotte war Befehl gegeben, in See zu stechen; schon hatten mehrere Schiffe mit Sonnenuntergang die Anker gelichtet; ich hatte meine Vorbereitungen getroffen, die letzte Nacht auf dem Lande zuzubringen, um meinen Abschiedsbrief an Amalie zu schreiben. Gegen Mitternacht, während ich hiermit beschäftigt bin und das Papier mit meinen Thränen netze, schlägt das Brausen des Sturmes an mein Ohr. Ich lausche gespannt, Notschüsse, mit den Klängen der Klosterglocke sich mischend, dringen durch das Unwetter zu meinem Ohr. Ich stürze an das Ufer, wo alles verödet ist und man nur das Rauschen der Wogen vernimmt. Auf einem Felsen lasse ich mich nieder; vor meinen Blicken dehnt sich der endlose Ozean mit seinen brandenden Wogen aus, nach der andern Seite hin erheben sich die düstern Klostermauern, sie verschwimmen mit dem Dunkel des Himmels. Ein schwaches Licht erschien hinter dem vergitterten Fenster. Warst du es, o meine Amalie, die, am Fuße des Kreuzes liegend, zu dem Gott des Sturmes flehte, deinen unglücklichen Bruder zu verschonen! Ueber den Wassern des Sturmes Tosen, in deiner Klause heilige Ruhe; am Fuße der Stätte, deren Frieden nichts zu stören vermag, menschliche Leichname, von der Brandung auf die Klippe geschleudert; das Unendliche jenseits der Mauern einer Zelle; die schwankenden Schiffslaternen, der stete Lichtschein im Kloster; das ungewisse Schicksal des Seefahrers, die Gott geweihte Jungfrau, die alle künftigen Tage kennt, wenn sie einen Tag durchlebt hat; und da-

bei ein Herz wie das deine, o Amalie, sturmbewegt wie der Ozean; ein Schiffbruch, grauenhafter als er den Seefahrer treffen kann; dieses ganze Bild hat sich tief in meine Seele gegraben. — Am Tage nach dieser furchtbaren Nacht sah ich, an das Vorderkastell meines Schiffes gelehnt, die heimatliche Erde mir für immer entschwinden! Lange hing mein Blick an den schwankenden Baumkronen der Küste und an den Giebeln des Klosters, die allmählich am Horizont verschwanden. —

Als René seine Erzählung beendet hatte, zog er aus seinem Busen ein Papier, das er dem Pater Souël überreichte; sich darauf Chactas in die Arme werfend und sein Schluchzen erstickend, ließ er dem Missionär Zeit, den Brief zu lesen.

Er war von der Priorin des Klosters zu B.... Sie schilderte darin die letzten Augenblicke der Schwester Amalie, die ein Opfer ihres Eifers und ihrer Nächstenliebe geworden war, indem sie ihre, von einer ansteckenden Krankheit befallenen Gefährtinnen gepflegt hatte. Das ganze Kloster war untröstlich, man hatte Amalie als eine Heilige betrachtet. Die Priorin fügte hinzu, während der dreißig Jahre, die sie in ihrer Stellung im Kloster zugebracht, habe sie keine Nonne gekannt von so sanftem, gleichmäßigem Charakter, und keine, die mit größerer Freude aus dieser an Bekümmernissen so reichen Welt geschieden sei.

Chactas hielt René in seinen Armen; der alte Mann weinte. „Mein Kind,“ sagte er zu seinem Sohne, „ich wünschte, Pater Aubry wäre hier; er schöpfte aus dem Innersten seines Herzens einen Frieden, der, wenn ihm auch die Stürme nicht fremd waren, sie doch zu beschwichtigen wußte; gleich dem Monde, der nach sturmbewegter

Nacht durch das fliehende Gewölk bricht, das ihn in seinen eilenden Lauf nicht mitziehen kann; in hehrer Ruhe schwebt er unerreichbar über den Wolken!"

Bisher hatte Pater Souël, ohne ein Wort hervorzubringen, mit strenger Miene der Erzählung Renés zugehört. In seiner Brust schlug ein mitfühlendes Herz, doch nach außen hin zeigte er nur starre Unbeugsamkeit; die Rührung des Sachem ließ ihn sein Schweigen brechen.

„Nichts," sagte er zu dem Bruder Amaliens, „nichts in Eurer Erzählung ist des Mitleids wert, das Euch hier bezeigt wird. Ich sehe nur einen Jüngling, dessen Kopf voller Hirngespinste steckt, dem alles mißfällt, und der sich den Anforderungen der Welt entzogen hat, um sich nutzlosen Träumereien hinzugeben. Es zeugt nicht von einem überlegenen Geiste, die Welt im allerschlechtesten Lichte zu betrachten. Man haßt die Menschen und ihr Treiben nur, wenn man es aus der Ferne betrachtet. Erweitert Euren Blick, und Ihr werdet bald überzeugt sein, daß alle Leiden, über die Ihr Euch beklagt, in Nichts verschwinden. Doch wie beschämend ist es, daß Ihr an das einzig wirkliche Unglück Eures Lebens nicht denken könnt, ohne erröten zu müssen! Alle Reinheit, Tugend, Religion, alle Kronen, welche das Haupt eines Heiligen schmücken, machen den bloßen Gedanken an Euren Kummer kaum erträglich. Eure Schwester hat ihre Schuld gebüßt, doch wenn ich meinen Gedanken hier offen aussprechen soll, ich fürchte, daß ein den Schauern des Todes entrungenes Geständnis als furchtbares Strafgericht auf Eure Seele fällt und sie in Unruhe und Zwiespalt stürzt. Was beginnt Ihr dort in den Wäldern, wo Ihr Eure Tage nutzlos vergeudet, alle Eure Pflichten vernachlässigend? Heilige

Männer, werdet Ihr mir sagen, haben sich gleichfalls in die Wildnis begraben? Sie aber trugen ihre Thränen dorthin, sie kämpften mit ihren Leidenschaften, während Ihr ihnen Macht über Euch gebt. Vermessener, der Ihr glaubt, der Mensch könne sich selber genügen! Die Einsamkeit ist verderblich für jeden, der daselbst nicht in Gemeinschaft mit Gott lebt. Sie verdoppelt die geistigen Kräfte und raubt ihnen gleichzeitig alle Gelegenheit, sich zu üben. Wer irgend welche Fähigkeiten empfangen hat, soll sie dem Dienste der Menschheit widmen; läßt er sie ungenutzt liegen, so empfindet er zuerst eine innerliche Leere, und früher oder später sendet der Himmel ihm eine furchtbare Strafe."

Durch diese Worte tief bewegt, erhob René von der Brust seines Vaters Chactas das gedemütigte Haupt. Der blinde Sachem lächelte, und in diesem Lächeln des Mundes, das sich den Augen nicht mitteilen konnte, lag etwas Geheimnisvolles, Ueberirdisches. „Mein Sohn," begann der greise Geliebte Atalas, „er redet strenge Worte zu uns, er tadelt den Greis wie den Jüngling, und er hat recht. Ja, du mußt diesem außergewöhnlichen Leben entsagen, das nur Bekümmernisse in sich birgt; das wahre Glück ist nur auf allgemein betretenen Pfaden zu finden.

„Einst war der Meschassippi, noch unweit seiner Quelle, es müde, nur ein klarer Bach zu sein. Er nimmt den Schnee von den Bergen, die Gewässer der Ströme, die Regenfluten aus den Wolken in sich auf, tritt aus seinen Ufern, verwüstet das herrliche Land. Im Anfang rühmt der stolze Fluß sich seiner Macht; als er aber sieht, daß auf seinem Wege alles vor ihm flieht, daß er verlassen in Einsamkeit dahinfließt, daß seine Gewässer stets trübe sind, da bedauert er das bescheidene

Bett, das die Natur ihm gegraben hatte, er bedauert die Vögel, die Blumen, die Bäume und die Bäche, die ehemals die gering geachteten Gefährten seines friedlichen Laufes waren."

Chactas schwieg, und aus dem Schilfe des Meschassippi ließ der Schrei des Flamingo sich hören, der für die Mitte des Tages ein Gewitter verkündete. Die drei Freunde schlugen den Heimweg nach ihren Hütten ein; René schritt schweigend zwischen dem Missionär, der zu Gott betete, und dem blinden Sachem einher, der nach seinem Wege tastete. Man sagt, daß er, von den beiden Greisen dazu gedrängt, zu seinem Weibe zurückgekehrt sei, doch ohne bei ihr das ersehnte Glück zu finden. Kurze Zeit darauf kam er mit Chactas und dem Pater Souël bei dem Gemetzel zwischen den Franzosen und den Natchez in Louisiana ums Leben. Noch wird der Felsen gezeigt, auf dem er bei Sonnenuntergang zu sitzen pflegte.

Abenteuer des Letzten der Abencerragen.

Als Boabdil, der letzte König von Granada, gezwungen wurde, das Reich seiner Väter zu verlassen, rastete er auf dem Gipfel des Berges Padul. Von jenem erhöhten Punkte aus umfaßte der Blick das Meer, auf welchem der unglückliche Monarch sich nach Afrika einschiffen sollte; auch Granada, die Vega und der Xenil, an dessen Ufer sich die Zelte Ferdinands und Isabellas erhoben, wurden dem Auge sichtbar. Boabdil vergoß Thränen bei dem Anblicke des herrlichen Landes und der Cypressenbäume, die hier und da noch die Gräber des Muselmannes bezeichneten. Doch die Sultanin Aïxa, seine Mutter, die ihn samt den Granden, welche zu seinem Hofstaate gehört hatten, in die Verbannung begleitete, sagte zu ihm: „Weine nun wie ein Weib um ein Königreich, das du nicht wie ein Mann zu verteidigen wußtest." Darauf stiegen sie bergab, und Granada entschwand auf immer ihren Blicken.

Die spanischen Mauren, welche das Schicksal ihres Königs teilten, zerstreuten sich in Afrika. Die Stämme der Zegris und der Gomeles ließen sich im Königreiche Fez nieder, aus dem sie ursprünglich stammten. Die Vanegas und Alabes erbauten sich Wohnstätten an der

Küste, von Oran bis Algier; die Abencerragen endlich siedelten sich in der Umgegend von Tunis an. Angesichts der Ruinen von Karthago bildeten sie eine Kolonie, die sich noch heutigen Tages durch ihre feineren Sitten und ihre milden Gesetze von den afrikanischen Mauren unterscheidet.

Jene Familien vergaßen in ihrer neuen Heimat der alten nicht, die sie verlassen hatten. Das „Paradies von Granada" lebte auf immer in ihrem Gedächtnisse, von den Müttern ging der Name auf die Kinder über, die noch an ihrer Brust lagen; mit den Romanzen der Zegris und der Abencerragen sangen sie dieselben in den Schlaf. Alle fünf Tage betete man in der Moschee, das Gesicht gegen Granada gewendet. Man flehte zu Allah, seinen Erwählten das Land der Wonne zurückzugeben. Vergebens bot das Land der Lotophagen den Verbannten seine Früchte, seine Gewässer, sein grünes Laub, seine strahlende Sonne; fern von den Türmen der roten Burg gab es keine wohlschmeckenden Früchte, keine kristallhellen Brunnen, kein frisches Grün, keine Sonne, die das Herz erwärmte. Wurden einem der Verbannten die Ebenen von Bagrada gezeigt, so schüttelte er den Kopf und rief seufzend: „Granada!"

Die Abencerragen besonders bewahrten ihrer heimatlichen Erde das zärtlichste und treueste Angedenken. Mit tödlich verwundetem Herzen hatten sie den Schauplatz ihres Ruhmes verlassen und jene Ufer, an denen so oft ihr Schlachtenruf: „Ehre und Liebe!" erklungen war. Da sie den Speer nicht mehr heben, noch sich den Helm aufs Haupt setzen durften, hatten sie sich dem Studium der Heilkunde gewidmet, die bei den Arabern dem Kriegshandwerke gleich hoch gestellt wurde. Und jener kriegerische Stamm, der ehemals Wunden schlug,

beschäftigte sich nun mit der Kunst, sie zu heilen. Es lag dies jenen Männern nicht so fern, denn die Ritter verbanden oft selbst die Wunden, die sie dem Feinde beigebracht hatten.

Die Hütte des erlauchten Geschlechtes, das früher in Palästen gewohnt hatte, stand nicht im Dorfe unter denen der übrigen Verbannten, sie war am Fuße des Berges Mamelif erbaut, unter den Trümmern Karthagos, am Meeresufer, und zwar an der Stelle, wo der Heilige Ludwig begraben lag und heute eine mohammedanische Kirche steht. An den Wänden der Hütte waren Schilde aus Löwenhäuten befestigt, welche auf azurblauem Felde die Gestalten zweier Wilden zeigten, die mit ihren Keulen eine Stadt zerstören. Die Inschrift lautete: „Das ist wenig!“ Es war dies der Wahlspruch der Abencerragen. Mit weißen und blauen Fähnchen geschmückte Lanzen, Burnusse, Mäntel aus geschlitztem Atlas waren neben den Schilden aufgehängt und schimmerten mitten unter den krummen Säbeln und den blitzenden Dolchen. Hier und da ein Panzerhandschuh, ein reich mit Edelsteinen besetztes Pferdegebiß, ein breiter, silberner Steigbügel, ein langes Schwert, dessen Scheide die Hände einer Fürstin gestickt hatten, und goldene Sporen, die ehemals tapferen Rittern von einer schönen Isolde oder Oriane angelegt worden, vervollständigten den Schmuck der Wände.

Auf den Tischen, unter jenen Siegestrophäen, lagen die Abzeichen friedlicher Beschäftigungen: da waren Pflanzen, gepflückt auf den Gipfeln des Atlasgebirges und in der Wüste Sahara, andre sogar waren aus der Ebene von Granada mitgebracht. Die einen besaßen Eigenschaften, welche die Leiden des Körpers zu lindern vermochten, andre erstreckten sogar ihre Heilkraft auf die

Schmerzen der Seele. Die Abencerragen schätzten besonders diejenigen, denen die Kraft innewohnte, nutzloses Klagen zu beschwichtigen, thörichte Trugbilder zu verbannen, und stets wieder auflebende, doch stets getäuschte Hoffnungen zu zerstören. Unglücklicherweise besaßen jene Pflanzen oft einander widersprechende Eigenschaften, und der Duft einer heimatlichen Blume wirkte bisweilen wie Gift auf die erlauchten Verbannten.

Vierundzwanzig Jahre waren verflossen seit der Eroberung von Granada. Während dieses kurzen Zeitraumes waren vierzehn Abencerragen ums Leben gekommen, teils durch die Einwirkungen des veränderten Klimas, teils durch die Zufälligkeiten eines umherirrenden Lebens, besonders aber durch Seelengram, der langsam die Kräfte der Menschen untergräbt. Auf einem einzigen Sprößlinge ruhte die ganze Hoffnung jenes berühmten Geschlechtes. Aben-Hamet trug den Namen des berühmten Abencerragen, der von den Zegris beschuldigt worden, die Sultanin Alfaïma verführt zu haben. In ihm vereinigte sich die Schönheit, die Tapferkeit, die Höflichkeit und der Edelmut seiner Vorfahren mit jener sanften Milde und dem leisen Hauche von Wehmut, den mit Würde ertragenes Unglück verleiht. Er zählte erst zweiundzwanzig Jahre, als er seinen Vater verlor; da beschloß er, eine Pilgerfahrt in das Land seiner Vorfahren zu machen, um einem Bedürfnisse seines Herzens zu genügen und einen Plan auszuführen, den er seiner Mutter sorgfältig verhehlte.

Im Hafen von Tunis schifft er sich ein; mit günstigem Winde erreicht er Karthagena; hier verläßt er das Schiff und schlägt unverzüglich den Weg nach Granada ein; er gab sich für einen arabischen Arzt aus, der zwischen den Felsen der Sierra Nevada Pflanzen sammeln wollte.

Ein frommes Maultier trug ihn langsamen Schrittes in das Land, welches die Abencerragen ehemals auf feurigen Kriegsrossen durchstreift hatten; ihm voran schritt ein Führer, zwei andre Maultiere vor sich hertreibend, die mit Schellen und Rosetten aus buntfarbiger Wolle behängt waren. Aben-Hamet ritt durch die weiten Steppen und die Palmenwälder des Königreichs Murcia; nach dem Alter der Palmen zu schließen, mußten sie von seinen Vätern gepflanzt sein, und sein Herz wurde von Trauer ergriffen. Dort erhob sich ein Turm, wo zur Zeit des Krieges zwischen Mauren und Christen ein Wachtposten aufgestellt war; hier zeigte sich eine Ruine, deren Architektur auf maurischen Ursprung deutete; ein neuer Gegenstand des Schmerzes für den Abencerragen! Er stieg von seinem Maultiere, und unter dem Vorgeben, Pflanzen suchen zu wollen, verbarg er sich einige Augenblicke zwischen den Trümmern, um seinen Thränen freien Lauf zu lassen. Darauf setzte er seinen Weg fort, bei dem Schellengeklingel der Karawane und dem eintönigen Gesange ihres Führers in träumerisches Sinnen versinkend. Letzterer unterbrach seine endlose Romanze nur, um seinen Tieren Mut zuzusprechen, indem er sie schmeichelnd „meine schönen, meine flinken" nannte, oder um sie zurechtzuweisen, indem er sie faul und halsstarrig schalt.

Eine Schafherde, die ihr Hirte wie eine Armee über die gelbe, unbebaute Steppe trieb, einige vereinzelte Wanderer, weit entfernt davon, die Straße zu beleben, ließen sie mir noch düsterer und öder erscheinen. Alle, die des Weges kamen, trugen ein Schwert im Gürtel, sie waren in einen Mantel gehüllt, und ein Hut mit breiter, heruntergeschlagener Krempe bedeckte zur Hälfte ihr Gesicht. Im Vorübergehen grüßten sie Aben-Hamet, der von ihrem

würdevollen Gruße nur die Worte „Gott, Herr, Ritter" verstand. Am Abend in der Venta nahm der Abencerrage mitten unter Fremden Platz, ohne durch ihre unbescheidene Neugier belästigt zu werden. Niemand sprach mit ihm oder stellte eine Frage an ihn; sein Turban, seine Kleidung, seine Waffen erregten nicht die geringste Verwunderung.

Da Allah es so gewollt hatte, daß die Mauren in Spanien ihr schönes Land verlieren sollten, konnte Aben-Hamet nicht umhin, die ernsthaften Eroberer desselben hochzuschätzen.

Noch lebhaftere Gemütsbewegungen harrten des Abencerragen am Ziele seiner Fahrt. Granada ist am Fuße der Sierra Nevada auf zwei hohen Hügeln erbaut, die ein tiefes Thal trennt. Die teils terrassenförmig ansteigenden, teils in der Vertiefung des Thales stehenden Häuser geben der Stadt das Aussehen und die Form eines in zwei Hälften geteilten Granatapfels, den sie auch in ihrem Wappen führt. Zwei Flüsse, der Xenil und der Darro, der eine Goldplättchen, der andre Silberstaub in seinen Fluten rollend, bespülen den Fuß der Hügel und schlängeln sich nach ihrem Zusammenfluß mitten durch die entzückende Ebene, die Vega. Sie ist bedeckt mit Weinreben, mit Granatbäumen, mit Feigen-, Maulbeer- und Zitronenbäumen, und umsäumt von Bergen von wunderbarer Gestalt und Färbung. Der strahlende Himmel, die reine herrliche Luft legen in die Seele ein geheimes Sehnen, dessen sich selbst der nur Durchreisende kaum zu erwehren vermag. Man fühlt, daß in jenem Lande die zarten Empfindungen schnell den Sieg davontragen müßten über alle kriegerische Leidenschaft, wenn die wahre Liebe sich nicht immer auch durch Heldenmut auszuzeichnen strebte.

Als Aben-Hamet die Firste der ersten Häuser von Granada erblickte, klopfte sein Herz in so gewaltigen Schlägen, daß er genötigt war, sein Maultier anzuhalten. Er kreuzte die Arme über der Brust, und die Augen auf die heilige Stadt gerichtet, blieb er stumm und unbeweglich in ihrem Anschauen versunken. Der Führer blieb gleichfalls stehen, und da alle erhabenen Empfindungen sich einem Spanier leicht mitteilen, schien er gerührt; er erriet ohne Zweifel, daß der Maure sein früheres Heimatland wiedersah. Endlich brach der Abencerrage das Schweigen.

„O, Führer,“ rief er, „sei glücklich! verbirg mir nicht die Wahrheit, denn Ruhe herrschte über den Gewässern am Tage deiner Geburt, und am Himmel zeigte sich die Sichel des Mondes. Welches sind jene Türme, die wie Sterne über einem grünen Walde glänzen?“

„Das ist die Alhambra,“ antwortete der Führer.

„Und diese andre Burg, auf jenem Hügel dort?“ fragte Aben-Hamet.

„Das ist der Generalife,“ erwiderte der Spanier. „In jener Burg ist ein mit Myrten bepflanzter Garten, in dem, wie es heißt, der Abencerrage mit der Sultanin Alfaïma überrascht wurde. Weiterhin seht Ihr den Albaycin und näher zu uns die granatroten Türme.“

Jedes Wort des Führers durchbohrte Aben-Hamet das Herz. Grausames Geschick, sich von Fremden die denkwürdigen Bauten seiner Vorväter zeigen und von Gleichgültigen die Geschichte seiner Familie und seiner Freunde erzählen zu lassen! Der Führer, den Betrachtungen Aben-Hamets ein Ziel setzend, rief aus: „Kommt, edler Maure, kommt, Gott hat es gewollt! Fasset Mut! Ist nicht in diesem Augenblicke sogar Franz I. Gefangener in unserm

Madrid? Gott hat es gewollt!" Er nahm seinen Hut ab, machte das Zeichen des Kreuzes und schlug auf seine Maultiere. Der Abencerrage, das seine gleichfalls antreibend, rief aus: „So war es beschlossen;" und weiter zogen sie gen Granada.

Sie kamen an dem umfangreichen Eschenbaum vorüber, der berühmt ist durch den Kampf zwischen Muça und dem Großmeister des Calatrava-Ordens unter dem letzten König von Granada. Sie ritten um den Lustgarten Alameda herum und betraten die innere Stadt durch das Thor Elvira. Den Rambla hinansteigend gelangten sie bald auf einen Platz, der ringsum von Häusern maurischer Bauart umgeben war. Hier war ein Khan für die Mauren von Afrika eröffnet, welche der Handel mit Seide der Vega in Menge nach Granada zog. Dorthin wurde Aben-Hamet von seinem Begleiter geführt.

Der Abencerrage war in seinem Herzen zu sehr bewegt, um sich dem Schlafe hinzugeben; die Heimat ließ ihm keine Ruhe. Da er den Empfindungen, die seine Seele bestürmten, nicht zu widerstehen vermochte, erhob er sich mitten in der Nacht, um durch die Straßen von Granade zu irren. Er versuchte mit den Augen oder durch Tasten mit den Händen einige der Baudenkmäler zu erkennen, die ihm von greisen Männern seines Stammes so oft geschildert worden waren. Vielleicht war jenes hohe Gebäude, dessen Mauern durch die Dunkelheit herüberschimmerten, die einstige Wohnstätte der Abencerragen; auf diesem einsamen Platze vielleicht wurden einst jene Festlichkeiten veranstaltet, welche den Ruhm Granadas bis in die Wolken trugen. Hier tanzte in prächtigen Brokatstoffen eine Quadrille vorüber, dort segelte eine

mit glänzenden Waffen und duftenden Blumen beladene Galeere, oder Drachen spieen Flammen und bargen in ihrem Innern erlauchte Helden; sinnreiche Erfindungen der Lebensfreude und der Ritterlichkeit.

Doch ach! anstatt der Töne des Anafin, des Schmetterns der Trompeten und der Liebesgesänge, herrschte tiefes Schweigen um Aben-Hamet. Die stille Stadt hatte ihre Bewohner gewechselt, und die Sieger ruhten auf dem Lager der Besiegten. „Sie schlafen also, jene stolzen Spanier," rief der junge Maure voller Entrüstung, „sie schlafen unter jenen Dächern, aus denen sie meine Vorfahren vertrieben haben! Und ich, der Abencerrage, ich stehe wachend, einsam, ungekannt, verlassen an der Thüre des Palastes meiner Väter!"

Dann stellte Aben-Hamet Betrachtungen an über die Geschicke der Menschen, über die Wandlungen des Glückes, über den Untergang der Reiche, über jenes Granada endlich, das, im Strudel der Festlichkeiten von seinen Feinden überfallen, auf einmal seine Blumenguirlanden gegen Ketten vertauscht; ihm schien es, als ob er die Bürger der Stadt sähe, wie sie noch in festlichen Gewändern ihren Herd verließen, gleich geladenen Gästen, die, in vollem Schmuck, durch eine Feuersbrunst plötzlich aus dem Festsaale vertrieben werden.

Solche Bilder und Gedanken drängten sich in Aben-Hamets Seele. Schmerzlich bewegt und das Herz voll Trauer dachte er nun ernstlich daran, den Plan ins Werk zu setzen, der ihn nach Granada geführt hatte; der Tag überraschte ihn. Der Abencerrage hatte seinen Weg verloren; er befand sich weit von dem Khan in einer entfernten Vorstadt. Alles schlief, kein Laut störte die Stille der Straßen; die Thüren und Fenster der Häuser waren

geschlossen; nur das Krähen des Hahnes in den Wohnungen der Armen rief zu neuer Mühe und Arbeit.

Nachdem er lange in der Irre umhergegangen war, ohne seinen Weg wiederfinden zu können, hörte Aben-Hamet eine Thür sich öffnen. Ein junges Mädchen schritt heraus, ungefähr in der Tracht jener gotischen Königinnen, die auf den Denkmälern unsrer alten Abteien abgebildet sind. Ein schwarzes Mieder, reich mit Schmelz verziert, umschloß die schlanke Taille, der kurze, enge und faltenlose Rock ließ den feinen Knöchel, den zierlichen Fuß unbedeckt, eine gleichfalls schwarze Mantille hatte sie über den Kopf geworfen, und die Enden derselben hielt sie wie ein Busentuch gekreuzt unter dem Kinn zusammen, so daß von dem ganzen Gesichte nur die großen Augen und der korallenrote Mund zu sehen waren. Eine Duenna behütete ihre Schritte, ihr voran trug ein Page das Gebetbuch, zwei Diener, in ihre Farben gekleidet, folgten der schönen Unbekannten; sie begab sich zur Frühmesse, die durch das Glöcklein eines benachbarten Klosters eingeläutet wurde.

Aben-Hamet glaubte den Engel Israfil oder die schönste der Huris vor sich zu sehen. Die Spanierin, die nicht weniger überrascht war als er, richtete die Augen auf den Abencerragen, dessen edler Gestalt der Turban, das Gewand und die Waffen noch höhere Schönheit verliehen. Von ihrem ersten Erstaunen zurückgekommen, gab sie dem Fremden mit jener Anmut und Unbefangenheit, welche nur den Frauen ihres Landes eigen ist, ein Zeichen, näher zu treten. „Edler Maure," sagte sie zu ihm, „Ihr scheint unlängst erst nach Granada gekommen zu sein: solltet Ihr Euch verirrt haben?"

„Sultanin der Blumen," erwiderte Aben-Hamet, „Wonne der Augen, o christliche Sklavin, die schöner ist

als die Jungfrauen Georgiens, du hast es erraten! Ich bin fremd in dieser Stadt; in dem Gewirr der Paläste mich verlierend, habe ich den Khan der Mauren nicht wiederzufinden vermocht. Möge Mohammed dein Herz rühren und deine Gastfreundschaft belohnen!"

„Die Mauren sind wegen ihrer ritterlichen Höflichkeit berühmt," erwiderte mit dem sanftesten Lächeln die Spanierin, „doch bin ich weder die Sultanin der Blumen, noch eine Sklavin, noch möchte ich Mohammed empfohlen sein. Folgt mir, edler Ritter; ich will Euch zu dem Khan der Mauren führen."

Leichtfüßig schritt sie dem Abencerragen voran, führte ihn bis zu der Thüre des Khan, den sie ihm mit der Hand zeigte, und verschwand hinter einem Palast.

Wie leicht ist es um die Ruhe unsres Lebens geschehen! Die Liebe zum Vaterlande erfüllt nicht mehr voll und ganz die Seele Aben-Hamets; Granada ist für ihn nicht länger die öde, verlassene, verwitwete, einsame Stadt, sie ist seinem Herzen teurer als jemals, doch ihre Ruinen umstrahlt ein neuer Glanz, die Denkmäler seiner Vorfahren üben nicht mehr allein ihren Zauber auf ihn aus. Aben-Hamet hat die Begräbnisstätte entdeckt, auf welcher die Asche seiner Väter ruht, doch während er niederkniet, betet und Thränen kindlicher Verehrung vergießt, verläßt ihn der Gedanke nicht, daß die junge Spanierin zuweilen über diese Gräber geschritten ist, und das Geschick seiner Vorfahren erscheint ihm nicht mehr so hart.

Vergebens will er nur den Zweck seiner Pilgerfahrt in das Land seiner Väter im Auge behalten; vergebens durchstreift er das Gestade des Darro und des Xenil, um dort, sobald die Morgenröte sich am Himmel zeigt, heilkräftige Pflanzen zu sammeln; die Blume, die er sucht,

ist die schöne Christin. Wie oft hat er sich, doch ohne Erfolg bemüht, den Palast seiner Zauberin aufzufinden! Wie oft es versucht, dieselben Straßen zu durchschreiten, durch die er seiner himmlisch schönen Führerin gefolgt war! Wie oft hat er den Klang jener Glocke, das Krähen des Hahnes zu erkennen geglaubt, die er unweit der Wohnung der Spanierin vernommen! Durch ähnliche Laute getäuscht, eilt er sogleich nach jener Richtung hin, doch der verzauberte Palast zeigt sich nicht seinen Blicken! Oft auch flößt ihm die gleichmäßige Tracht der Frauen Granadas für einen Augenblick eine trügerische Hoffnung ein; in der Ferne gleichen alle Christinnen der Dame seines Herzens, in der Nähe ist nicht eine so schön noch so anmutig. Durch die Kirchen sogar eilte Aben-Hamet, um die Unbekannte zu entdecken, ja bis zum Grabmal Ferdinands und Isabellas war er vorgedrungen, und dies war das größte Opfer, das er bis jetzt seiner Liebe gebracht hatte.

Eines Tages sammelte er Kräuter im Thale des Darro. Der blumenreiche Abhang des südlichen Hügels trug die Mauern der Alhambra und die Gärten des Generalife; am nördlichen Hügel stieg terrassenartig der Albaycin an, mit seinen lachenden Obstgärten und seinen Höhlen, in denen es von zahllosen Bewohnern wimmelte. In dem westlichen Ausläufer des Thales entdeckte man die Türme und Kuppeln von Granada, die mitten aus Eichen und Cypressen emporstrebten. Nach Osten hin fiel der Blick auf Felsspitzen, auf Klöster, Einsiedeleien, auf einige Trümmer des alten Bischofsitzes Illiberris, und in weiter Ferne auf die Gipfel der Sierra Nevada. Mitten durch das Thal fließt der reißende Darro, in seinem Laufe freundliche Mühlen, rauschende Wasserfälle, die zerstörten Bogen

eines römischen Aquädukts und die Ueberreste einer aus der Zeit der Mauren stammenden Brücke zeigend.

Aben-Hamet war weder so unglücklich noch so glücklich, um den Zauber der Einsamkeit auf sich wirken zu lassen; er durcheilte zerstreut und gleichgültig die entzückend schöne Gegend. Sich dem Zufall überlassend, verfolgte er eine mit Bäumen bepflanzte Allee, die sich um den Hügel des Albaycin herumzieht. Ein Landhaus, von einem Orangenhain umgeben, zeigte sich nach kurzer Zeit seinen Blicken; sich dem Haine nähernd, hörte er den Gesang einer weiblichen Stimme und die Laute einer Guitarre. Die Stimme, die Züge und die Blicke eines weiblichen Wesens stehen in so harmonischen Beziehungen zu einander, daß sie einen Mann, in dessen Herz die Liebe als Herrscherin eingezogen, nur selten täuschen. „Das ist meine Huri!“ sagte Aben-Hamet zu sich selber, und er lauschte mit klopfendem Herzen; der mehrmals wiederholte Name der Abencerragen macht sein Herz noch schneller schlagen. Die Unbekannte sang eine kastilianische Romanze, welche die Kämpfe der Abencerragen mit den Zegris schilderte. Aben-Hamet kann seiner Bewegung nicht länger Herr werden, er durchbricht eine Myrtenhecke und erscheint plötzlich mitten unter einer Gruppe junger Mädchen, die schreiend nach allen Seiten fliehen. Die Spanierin, welche gesungen hatte und noch die Guitarre in der Hand hielt, ruft aus: „Es ist mein edler Maure!“ Und sie winkt ihren Gespielinnen, zurückzukommen. „Liebling der Götter,“ spricht der Abencerrage, „ich suchte dich, wie der Araber in der Glut der Mittagssonne einen Wasserquell sucht; ich hörte die Laute deiner Guitarre, du besangst die Helden meiner Heimat, aus deinen süßen Tönen habe ich dich erraten, und dir zu Füßen lege ich das Herz Aben-Hamets.“

Und Donna Blanka erwiderte: „Weil ich an Euch dachte, sang ich die Romanze der Abencerragen. Seit ich Euch gesehen, stelle ich mir vor, daß jene ritterlichen Mauren Euch ähnlich sahen.“

Eine leichte Röte stieg in die Stirne Blankas, als sie diese Worte sprach. Aben-Hamet war im Begriff, sich der jungen Christin zu Füßen zu werfen, ihr zu gestehen, er sei der letzte der Abencerragen, doch ein Rest von Vernunft hielt ihn zurück, er fürchtete, daß sein in Granada so berühmter Name dem Gouverneur Besorgnisse einflößen könnte. Der Krieg gegen die Mauren war kaum beendet, und die Anwesenheit eines Abencerragen in diesem Augenblicke konnte bei den Spaniern gerechte Befürchtungen erregen. Nicht, daß Aben-Hamet vor irgend einer Gefahr zurückschreckte, doch erbebte er bei dem Gedanken, er könne gezwungen werden, sich für immer aus der Nähe der Tochter des Don Rodrigo zu entfernen.

Donna Blanka stammte aus einer Familie, die ihren Ursprung bis auf den Cid von Vivar und auf Chimene, die Tochter des Grafen Gomez de Gormas, zurückleitete. Die Nachkommenschaft des Siegers von Valencia fiel durch die Undankbarkeit des kastilianischen Hofes in die äußerste Armut, so daß man sie während mehrerer Jahrhunderte für ausgestorben hielt, in so großer Niedrigkeit lebte sie. Doch um die Zeit der Eroberung von Granada gab sich ein letzter Sprößling des Geschlechtes der Vivar, der Großvater Blankas, weniger durch seinen Namen, als durch seine heldenmütige Tapferkeit zu erkennen. Nach der Vertreibung der Ungläubigen verlieh Ferdinand den Nachkommen des Cid die Güter mehrerer maurischer Familien und machte ihn zum Herzog von Santa-Fé. Der neue Herzog nahm seinen Wohnsitz in Granada, doch

starb er jung und hinterließ einen einzigen schon vermählten Sohn, Don Rodrigo, den Vater Blankas.

Donna Teresa de Xeres, Gemahlin des Don Rodrigo, gab einem Sohne das Leben, der gleich allen seinen Vorfahren in der Taufe den Namen Rodrigo erhielt, jedoch Don Karlos genannt wurde, um ihn von seinem Vater zu unterscheiden. Die großen Ereignisse, welche sich schon seit seiner frühesten Kindheit unter den Augen des Don Karlos vollzogen, machten seinen von Natur zur Strenge geneigten Charakter nur noch ernster und verschlossener. Don Karlos zählte kaum vierzehn Jahre, als er Ferdinand Cortez nach Mexiko folgte; er hatte alle Gefahren ertragen, war Zeuge gewesen aller Schrecken jenes erstaunlichen Eroberungszuges, hatte den Untergang des letzten Königs einer bis dahin unbekannten Welt mit angesehen. Drei Jahre nach jenem Ereignisse hatte Don Karlos in Europa der Schlacht bei Pavia beigewohnt und erfahren, wie Ehre und Tapferkeit unter den Schicksalsschlägen erliegen. Der Anblick einer neuen Welt, lange Reisen auf bis dahin noch unbefahrenen Meeren, das Schauspiel der Wandelbarkeit und Unbeständigkeit des Geschickes hatten das religiöse, zur Melancholie geneigte Gemüt des Don Karlos heftig erschüttert: er war in den Ritterorden von Calatrava getreten, und trotz der Bitten des Don Rodrigo der Ehe entsagend, hatte er alles, was er besaß, seiner Schwester bestimmt.

Blanka de Vivar, die einzige und viel jüngere Schwester des Don Karlos, war der Abgott ihres Vaters; sie hatte ihre Mutter verloren und trat in ihr achtzehntes Jahr, als Aben-Hamet in Granada erschien. Alles an dem bezaubernden Wesen war verführerisch; ihre Stimme war entzückend, im Tanze schwebte sie leicht wie ein Zephir

dahin; bald zügelte sie, wie eine Armida, die Rosse vor ihrem Wagen, bald flog sie auf dem Rücken des flüchtigsten andalusischen Renners einher, wie eine jener reizenden Feen, die Tristan und Galaor in den Wäldern erschienen. Athen hätte sie für eine Aspasia, Paris für eine Diana von Poitiers gehalten, deren Stern am Hofe aufzugehen begann. Doch mit der Anmut der Französin verband sie die Leidenschaftlichkeit der Spanierin, und ihre natürliche weibliche Koketterie beeinträchtigte keineswegs die Sicherheit und Beständigkeit, die Kraft und den Adel der Empfindungen ihres Herzens.

Bei dem Schrei, den die jungen Spanierinnen ausgestoßen hatten, als Aben-Hamet in den Garten stürzte, war Don Rodrigo herbeigeeilt. „Mein Vater," sagte Blanka, „hier ist der edle Maure, von dem ich dir erzählt habe. Er hat meinen Gesang gehört, hat mich erkannt und ist in den Garten getreten, um mir zu danken, daß ich ihm seinen Weg gezeigt habe."

Der Herzog von Santa-Fé empfing den Abencerragen mit der den Spaniern eignen würdevollen und doch zuvorkommenden Höflichkeit. Man findet bei ihnen weder jene Unterwürfigkeit noch jene Redensarten, die von niedriger Denkweise und Verworfenheit des Herzens zeugen. Die Sprache des spanischen Granden unterscheidet sich nicht von der des Bauern; ihr Gruß, ihre Verbindlichkeiten, ihre Gewohnheiten und Sitten sind die gleichen. So schrankenloses Zutrauen und so unbegrenzten Edelmut sie dem Fremden entgegenbringen, so furchtbar ist ihre Rache, wenn sie sich verraten sehen. Von heldenmütiger Tapferkeit, von erprobter Langmut, doch unfähig sich dem Mißgeschicke zu beugen, müssen sie im Kampfe gegen dasselbe entweder Sieger bleiben oder untergehen. Sie be-

sitzen wenig sogenannten Witz, doch die Begeisterung für alles Hohe und Edle ersetzt ihnen die Tiefe und den Reichtum der Gedanken. Ein Spanier, der seine Tage verbringt, ohne zu reden, der nichts gesehen hat und nichts sehen will, der weder liest, studiert, noch wissenschaftliche Vergleichungen anstellt, wird doch im Augenblicke des Mißgeschickes in seinen großherzigen Entschließungen die besten Hilfsmittel finden.

Es war der Geburtstag Don Rodrigos, und Blanka gab ihrem Vater zu Ehren eine tertulia oder ein kleines Fest auf ihrem reizenden Landsitze. Der Herzog von Santa-Fé forderte Aben-Hamet auf, sich zu den jungen Mädchen zu setzen, die über den Turban und das Gewand des Fremden die größte Freude bezeigten. Es wurden Samtpolster gebracht, und der Abencerrage ließ sich nach maurischem Brauche auf ihnen nieder. Man stellte Fragen an ihn über sein Land und seine Schicksale, die er geistvoll und munter beantwortete. Er sprach das reinste Castilianisch, und man hätte ihn für einen Spanier halten können, wenn seine Anrede nicht immer Du statt Ihr gewesen wäre. Jenes Wort aber hatte in seinem Munde etwas so Sanftes, daß Blanka sich eines geheimen Verdrusses nicht erwehren konnte, wenn er es an eine ihrer Gespielinnen richtete.

Zahlreiche Diener erschienen; sie boten den Gästen Schokolade, Obstkuchen und kleine Zuckerbrötchen aus Malaga, die weiß wie Schnee, leicht und porös wie ein Schwamm sind. Nach dem Refresko wurde Blanka gebeten, einen jener Charaktertänze auszuführen, in denen sie die gewandtesten Guitanas übertraf. Sie mußte wohl den Wünschen ihrer Freundinnen nachgeben. Aben-Hamet hatte geschwiegen, doch seine flehenden Blicke sprachen be-

redter, als der Mund. Blanka wählte eine Zambra; es ist ein ausdrucksvoller Tanz, den die Spanier den Mauren entlehnt haben.

Eines der jungen Mädchen nimmt die Guitarre zur Hand, den fremdartigen Tanz zu begleiten. Die Tochter Don Rodrigos zieht den Schleier von ihrem Haupte, die weißen Finger legen sich fest um die Kastagnetten aus Ebenholz. Das schwarze Haar fällt in Locken auf den alabasterweißen Hals; Mund und Augen umschwebt ein Lächeln; der schnelle Herzschlag rötet die Wangen. Plötzlich ertönen die Kastagnetten, dreimal schlägt sie den Takt, stimmt die Weise der Zambra an, und ihre Stimme mit den Lauten der Guitarre vermischend, enteilt sie wie ein Blitz.

Welche Mannigfaltigkeit der Figuren! Welche Anmut in ihren Stellungen! Bald hebt sie die Arme leidenschaftlich empor, bald läßt sie sie in lässiger Ruhe schlaff herabhängen. Bisweilen eilt sie flüchtigen Fußes herbei, wie von Freude berauscht, um darauf langsam, wie vom Schmerze erdrückt, zurückzuweichen. Sie wendet den Kopf, scheint jemand zu rufen, reicht dem erwählten Gatten züchtig die rosige Wange zum Kusse, entflieht in jungfräulicher Scham, kehrt strahlend und getröstet zurück, schreitet stolz wie von kriegerischem Mute beseelt, einher, um darauf leicht und flüchtig über den Rasen zu schweben. Ihre Schritte, ihr Gesang und die Laute der Guitarre floßen harmonisch ineinander. Die Stimme Blankas, wenn auch leicht verschleiert, hatte jenen seelenvollen Klang, der im Innersten des Herzens die Leidenschaft entzündet, und die spanische Musik, bald klagend, bald jauchzend, bald leise hinsterbend, um plötzlich in rauschendes, schnelles Tempo überzugehen, zeigt die wunderbarste Mischung von

Mutwillen und Melancholie. Die Musik wie der Tanz besiegelten unwiderruflich das Schicksal des Letzten der Abencerragen; auch ein weniger krankes Herz, wie das seine, wäre tödlich verwundet worden.

Am Abend kehrten sie durch das Thal des Darro nach Granada zurück. Don Rodrigo, durch das edle und zuvorkommende Benehmen Aben-Hamets bezaubert, wollte sich nicht von ihm trennen, ohne ihm das Versprechen abzunehmen, daß er oft wiederkommen wolle, um Blanka durch die wunderbaren Geschichten aus dem Orient zu unterhalten. Der Maure, auf dem Gipfel seiner Wünsche, nahm die Einladung des Herzogs von Santa-Fé bereitwillig an, und schon am nächsten Tage begab er sich in den Palast, wo sie atmete, die er mehr liebte, als das Licht des Tages.

In Blankas Herzen erwachte bald eine um so tiefere Leidenschaft, je weniger sie an die Möglichkeit glaubte, eine solche Leidenschaft empfinden zu können. Einen Ungläubigen, einen Mauren, einen Unbekannten lieben, erschien ihr als etwas so Seltsames, daß sie keine Vorsichtsmaßregel ergriff gegen das Uebel, das sich ihres ganzen Fühlens zu bemächtigen begann; sobald sie jedoch die ersten Anzeichen desselben erkannte, nahm sie das Uebel als wahre Spanierin hin. Die Gefahren und Leiden, die sie voraussah, schreckten sie nicht von dem Rande des Abgrundes zurück, auch unterhandelte sie nicht lange mit ihrem Herzen. Sie sagte zu sich selber: „Wird Aben-Hamet ein Christ und liebt er mich, so folge ich ihm bis ans Ende der Welt."

Der Abencerrage seinerseits empfand die ganze Macht einer unwiderstehlichen Leidenschaft; er lebte nur noch für Blanka. Die Absicht, die ihn nach Granada geführt hatte,

beschäftigte ihn nicht mehr; es wäre ihm ein leichtes gewesen, die Aufklärungen zu erlangen, die seinen Zwecken dienen sollten, doch alles, was nicht seine Liebe betraf, hatte das Interesse für ihn verloren. Er fürchtete sich sogar vor jeder Entdeckung, die eine Wandlung in seinem Leben hervorrufen konnte. Er stellte keine Nachforschungen an, er wollte nichts erfahren, er sagte sich nur: „Wird Blanka Mohammedanerin und liebt sie mich, so diene ich ihr bis zu meinem letzten Atemzuge."

Nachdem Aben-Hamet wie Blanka ihren Entschluß unwandelbar gefaßt hatten, harrten sie nur des Augenblickes, sich ihre Gefühle zu entdecken. Man befand sich gerade in den schönsten Tagen des Jahres. „Ihr habt die Alhambra noch nicht gesehen," sagte die Tochter des Herzogs von Santa-Fé zu dem Abencerragen. „Wie ich aus einigen Worten, die Euch entfallen sind, schließen darf, stammt Eure Familie aus Granada. Vielleicht gefällt es Euch, den Palast Eurer früheren Könige zu besuchen? Ich selbst will Euch heute abend als Führerin dienen."

Aben-Hamet beteuerte bei dem Propheten, es könne ihm kein angenehmerer Vorschlag gemacht werden.

Als die für den Besuch der Alhambra bestimmte Stunde gekommen war, bestieg die Tochter des Don Rodrigo einen weißen Zelter, der gewohnt war, wie eine Gemse die Felsen zu erklettern. Aben-Hamet begleitete die in Schönheit strahlende Spanierin auf einem andalusischen Hengste, der nach türkischer Weise aufgezäumt war. Bei dem schnellen Ritte des jungen Mauren flatterte hinter ihm sein purpurnes Gewand, der krumme Säbel rasselte gegen den erhöhten Sattel, und der Wind bewegte die auf seinem Turban schwankende Feder. Das

Volk in den Gassen sagte bewundernd, als er vorübersprengte: „Das ist ein Fürst der Ungläubigen, den Donna Blanka bekehren wird.“

Sie verfolgten im Anfang eine lange Straße, welche noch den Namen eines erlauchten maurischen Geschlechtes trug und zu der äußeren Ringmauer der Alhambra führte. Darauf ritten sie durch einen Ulmenwald, gelangten an einen Brunnen, und befanden sich bald vor der inneren Ringmauer des Palastes Boabdils. In einer von Türmen flankierten Mauer, die in Zacken und Spitzen auslief, öffnete sich eine Thür, die Pforte des Gerichtes geheißen. Sie durchschritten dieselbe und betraten einen schmalen Pfad, der sich zwischen hohen Mauern und zerfallenen Wohnhäusern hinzog. Der Weg führte sie zu dem Platze, auf welchem Karl V. damals einen Palast errichten ließ. Von dort aus die Richtung nach Norden einschlagend, hielten sie in einem verödeten Hofe, am Fuße einer kahlen, von der Zeit hart mitgenommenen Mauer an. Aben-Hamet sprang leicht zur Erde und bot Blanka die Hand, sie von ihrem Zelter zu heben. Die Diener schlugen gegen eine verlassene Pforte, auf deren Schwelle das Gras wuchs; sie öffnete sich, und vor ihren Blicken lagen plötzlich alle geheimnisvollen Räume der Alhambra.

Der ganze zauberische Reiz der Heimat, der Schmerz, sie verloren zu haben, ergriff mit Allgewalt das Herz des Letzten der Abencerragen. Regungslos und stumm versenkte er die überraschten Blicke in diesen Aufenthalt der Götter; er glaubte sich in einen jener Paläste versetzt, die in den arabischen Märchen geschildert werden. Zierliche Säulenhallen, marmorne Wasserbecken, von Zitronen- und blühenden Orangenbäumen umgeben, Springbrunnen, kühle Gemächer, schattige Höfe zeigten sich nach allen

Seiten hin den Augen Aben-Hamets, die durch gewölbte Säulengänge in andre Labyrinthe, in neue, entzückende Räume tauchten. Das Azurblau des reinsten Himmels zeigte sich zwischen den Pfeilern, auf denen gotische Bogen ruhten. Die mit Arabesken verzierten Wände schienen dem getäuschten Auge wie behängt mit jenen orientalischen Stoffen, auf die in der Einförmigkeit des Harems weiche Frauenhände barocke Muster zaubern. Ein wollüstig religiöser, kriegerischer Geist schien den magischen Palast zu durchwehen, in dem, gleich wie in einem der Liebe geweihten geheimnisvollen Zufluchtsorte die maurischen Könige sich allen Genüssen hingaben und alle Pflichten des Lebens vergaßen.

Nach einigen Augenblicken der Ueberraschung und des Schweigens betraten die beiden Liebenden den Wohnsitz entschwundener Größe und verrauschter Freuden. Sie durchschritten zuerst die Halle der Mesucar, die mit Blumenduft erfüllt war und in welcher springende Brunnen Kühlung verbreiteten. Darauf drangen sie in den Löwenhof. Die innere Bewegung Aben-Hamets nahm mit jedem Schritte zu. „Wenn du meine Seele nicht mit Wonne erfülltest,“ sagte er zu Blanka, „mit welchem Schmerze würde ich dich, die Spanierin, nach der Geschichte dieses Palastes fragen! Ach, er ist geschaffen, um dem Glücke als Wohnsitz zu dienen, und ich! . . .“

Aben-Hamets Blick fiel auf den in Mosaik ausgeführten Namen Boabdils. „O mein König,“ rief er aus, „was ist aus dir geworden? Wo soll ich dich finden in deiner verlassenen Alhambra?“ Und Thränen der Treue und Anhänglichkeit entströmten den Augen des jungen Mauren. „Eure früheren Beherrscher,“ sagte Blanka, „oder vielmehr die Könige Eurer Vorfahren waren Un-

dankbare.“ — „Und wenn auch,“ erwiderte der Abencerrage, „sie waren unglücklich.“

Als er diese Worte gesprochen, führte Blanka ihn in ein Gemach, welches das Heiligtum im Tempel der Liebe zu sein schien. Nichts konnte sich mit der zierlichen Eleganz desselben vergleichen. Durch die gewölbte, in Himmelblau und Gold gemalte, aus durchbrochenen Arabesken bestehende Decke fiel das Tageslicht wie durch ein duftiges Blumengewebe. Eine Muschelschale aus Alabaster nahm in der Mitte der Halle die niedersprühenden Gewässer des Springbrunnens auf. „Aben-Hamet,“ sagte die Tochter des Herzogs von Santa Fé, „betrachtet wohl jenen Brunnen, er nahm die entstellten Häupter der Abencerragen auf. Auf dem Marmor seht Ihr noch die Flecken von dem Blute der Unglücklichen, welche dem Argwohne Boabdils zum Opfer fielen. So ergeht es in Eurem Lande denen, welche ein vertrauendes Frauenherz täuschen.“

Aben-Hamet hörte nicht mehr die Worte Blankas; er hatte sich auf die Kniee niedergeworfen und küßte ehrfurchtsvoll die Spur des Blutes seiner Vorfahren. Darauf erhob er sich und rief aus: „O Blanka! ich schwöre bei diesem ritterlichen Blute, dich mit der Beständigkeit, der Treue und der leidenschaftlichen Glut eines Abencerragen zu lieben.“

„So liebt Ihr mich?“ erwiderte Blanka, die schönen Hände faltend und die Blicke zum Himmel erhebend. „Bedenkt Ihr auch, daß Ihr ein Ungläubiger, ein Maure, ein Feind seid, und daß ich eine Christin und Spanierin bin?“

„O heiliger Prophet,“ sagte Aben-Hamet, „sei du Zeuge meines Schwures! ...“ Doch Blanka unterbrach

ihn: „Wie soll ich Eurem Schwure glauben, da Ihr meinen Gott leugnet und ihn verfolgt? Wißt Ihr denn, ob ich Euch liebe? Was macht Euch so anmaßend, mir gegenüber eine solche Sprache zu führen?“

Aben-Hamet entgegnete betroffen: „Es ist wahr, ich bin nur dein Sklave, du hast mich nicht zu deinem Ritter erwählt.“

„Maure,“ sagte Blanka, „laß dein arglistiges Spiel; du hast in meinen Blicken gelesen, daß ich dich liebe; meine thörichte Leidenschaft für dich ist maßlos; werde Christ, und nichts wird mich hindern können, dir anzugehören. Doch wenn die Tochter des Herzogs von Santa-Fé so freimütig mit dir zu reden wagt, so kannst du daraus entnehmen, daß sie auch stark genug ist, ihre Liebe zu bezwingen, und daß sie niemals einem Feinde der Christen ein Recht auf sich geben wird.“

In leidenschaftlicher Aufwallung ergriff Aben-Hamet die Hände Blankas, legte sie zuerst auf seinen Turban und darauf an sein Herz. „Allah ist mächtig,“ rief er aus, „und Aben-Hamet ist glücklich! O Mohammed! möge diese Christin dein Gesetz anerkennen, und nichts kann . . .“

„Du lästerst Gott,“ unterbrach ihn Blanka, „laß uns diesen Ort verlassen!“

Sie lehnte sich auf den Arm des Mauren und näherte sich dem auf zwölf Löwen ruhenden Brunnen, der einem der Höfe der Alhambra seinen Namen gegeben hat. „Fremder,“ sagte die naive Spanierin, „wenn ich dein Gewand, deinen Turban, deine Waffen betrachte und an unsre Liebe denke, so glaube ich, in dieser wundervollen Einsamkeit den Schatten des schönen Abencerragen mit der unglücklichen Alfaïma lustwandeln zu sehen. Erkläre mir die in den Marmor des Brunnens gegrabene arabische Inschrift.“

Aben-Hamet las diese Worte:

„Die schöne Fürstin, welche mit Perlen bedeckt, in ihrem Garten lustwandelt, erhöht so wunderbar dessen Schönheit . . .“ Der Rest der Inschrift war verwischt.

„Auf dich bezieht sich diese Inschrift,“ sagte Aben-Hamet. „Geliebte Sultanin, diese Paläste waren in all ihrem Glanze nicht so schön, wie heut' in ihren Trümmern. Lausche den rieselnden Brunnen, betrachte die Gärten, deren Pracht durch die halb zerfallenen Säulenhallen schimmert, und dort das Gestirn des Tages, das hinter den hohen Bergen niedersinkt, wie süß ist es, mit dir an diesem Orte zu wandeln! Deine Worte verbreiten Wohlgeruch, wie die Rosen Hymens! Mit welchem Entzücken erkenne ich in deiner Sprache einzelne Laute der Sprache meiner Väter; das Rauschen deines Gewandes über den Marmor macht mich erbeben. Die Luft ist mit süßem Duft erfüllt, weil sie dein Haar gestreift. Du bist schön wie der Geist meiner heimatlichen Erde mitten unter diesen Ruinen. Doch kann Aben-Hamet hoffen, dein Herz zu gewinnen? Was ist er im Vergleich zu dir? Er hat mit seinem Vater die Gebirge durchstreift; er kennt die Pflanzen der Wildnis . . .; ach! auch nicht eine derselben vermöchte die Wunde zu heilen, die du ihm geschlagen hast! er trägt Waffen, ohne ein Ritter zu sein. Oft sagte ich mir früher: das Wasser des Meeres, das geschützt in der Höhlung des Felsens ruht, ist unbewegt und stumm, während auf offenem Ozean alles stürmt und braust. So wird dein Leben sein, Aben-Hamet! still, friedlich, im Verborgenen fließt es in dem Winkel eines unbekannten Landes dahin, während der Hof des Sultans von Stürmen heimgesucht wird. Dies sagte ich mir, junge Christin; doch du hast mir bewiesen, daß der Sturm

auch den Wassertropfen in der Höhlung des Felsens trüben kann.“

Blanka lauschte mit Entzücken dieser für sie neuen Sprache, die in ihrem orientalischen Bilderreichtum so gut mit dem Wohnsitze der Feen, den sie mit dem Geliebten durcheilte, übereinstimmte. Die Liebe bemächtigte sich ganz und voll ihres Herzens; sie fühlte ihre Kniee wanken und war genötigt sich stärker auf den Arm ihres Führers zu lehnen. Aben-Hamet unterstützte die süße Last, und während sie weiter schritten, wiederholte er: „Ach, warum bin ich nicht aus dem glänzenden Geschlechte der Abencerragen!“

„Du würdest mir weniger gefallen,“ sagte Blanka, „denn ich würde mehr um dich leiden; bleibe unbekannt und lebe nur für mich. Oft schon gab ein ritterlicher Held die Liebe um den Ruhm dahin.“

„Diese Gefahr hättest du nicht zu fürchten,“ erwiderte lebhaft Aben-Hamet.

„Und wärest du ein Abencerrage, wie würdest du mich lieben?“ fragte Blanka.

Der Maure antwortete: „Ich würde meine Liebe höher achten, als den Ruhm, doch geringer als die Ehre.“

Während dieses Gespräches der beiden Liebenden war die Sonne unter den Horizont gesunken. Sie hatten die ganze Königsburg durcheilt. Und welche Erinnerungen boten sich dem Geiste Aben-Hamets! Hier die runden Oeffnungen, durch welche der Duft der wohlriechenden Essenzen, die unter ihr verbrannt wurden, zur Sultanin emporstieg. Dort, in jenem entlegenen Gemach, schmückte sie sich mit aller Pracht des Orients. Und es war Blanka, es war die Angebetete seines Herzens, die dem schönen Jüngling, den sie abgöttisch liebte, diese Umstände erzählte.

Der aufsteigende Mond breitete sein zaghaftes Licht über die verlassenen Hallen und verödeten Höfe der Alhambra. Seine weißen Strahlen zeichneten auf die Rosenbeete und auf die Wände der Säle das Spitzengewebe einer leichten, luftigen Architektur, die Bogen der Kreuzgänge, die zerfließenden Schatten der springenden Gewässer und der vom Winde bewegten Gesträuche. Die Nachtigall flötete in einer Cypresse, die durch die Kuppel einer verfallenen Moschee emporwuchs, und das Echo wiederholte ihre klagenden Laute. Bei dem Lichte des Mondes schrieb Aben-Hamet den Namen Blankas auf den Marmor des Saales der zwei Schwestern; er zeichnete ihn in arabischen Lettern, damit der fremde Besucher in diesem Palaste voller Mysterien noch ein Mysterium mehr zu erraten habe.

„Maure, deine Spiele sind grausam," sagte Blanka, „laß uns diesen Ort verlassen. Hier hat sich das Geschick meines Lebens besiegelt. Merke wohl auf meine Worte: Bleibst du Muselmann, muß ich dich hoffnungslos lieben, wirst du Christ, bin ich deine glückliche Gattin."

Aben-Hamet erwiderte: „Bleibst du Christin, bin ich dein untröstlicher Sklave, wirst du Mohammedanerin, bin ich dein ruhmreicher Gatte."

Und das edle Liebespaar verließ den gefährlichen Palast.

Die Liebe Blankas wurde von Tag zu Tage glühender, und mit derselben Heftigkeit nahm die Leidenschaft Aben-Hamets zu. Er war so entzückt, um seiner selbst willen geliebt zu werden, die Gefühle, die er einflößte, keiner äußeren Ursache zu verdanken, daß er das Geheimnis seiner Geburt der Tochter des Herzogs von Santa-Fé nicht offenbarte; er wollte sich die köstliche Freude be-

reiten, ihr an dem Tage, an dem sie einwilligen würde, ihm ihre Hand zu reichen, den Namen seines erlauchten Geschlechtes mitzuteilen. Doch unvermutet wurde er nach Tunis zurückberufen; seine Mutter, von einer unheilbaren Krankheit ergriffen, wollte ihren Sohn umarmen und ihn segnen, ehe sie vom Leben Abschied nahm. Aben-Hamet begibt sich in den Palast Blankas. „Sultanin," sagt er zu ihr: „Meine Mutter ist dem Tode nahe. Sie ruft mich, ihr die Augen zuzudrücken. Willst du mir deine Liebe bewahren?"

„Du verläßfest mich," erwiderte Blanka erblassend; „werde ich dich jemals wiedersehen?"

„Komm," sagte Aben-Hamet. „Ich will von dir einen Eid fordern und dir einen Schwur ablegen, den nur der Tod lösen kann. Folge mir."

Sie verlassen den Palast; sie gelangen zu dem ehemaligen Begräbnisplatz der Mauren. Hier und da waren noch einzelne niedrige Säulen zu sehen, welche der Bildhauer einst mit einem Turban geschmückt hatte, doch schon seit langer Zeit hatten die Christen den Turban durch ein Kreuz ersetzt. Aben-Hamet geleitete Blanka an den Fuß einer dieser Säulen.

„Blanka," sagte er, „hier ruhen meine Vorfahren, bei ihrer Asche schwöre ich, dich zu lieben bis zu dem Tage, an dem der Engel des Gerichts mich vor den Thron Allahs rufen wird. Ich gelobe dir, nie mein Herz einem andern Weibe zuzuwenden und dich zur Gattin zu nehmen, sobald du das heilige Gesetz des Propheten anerkannt hast. In jedem Jahre werde ich zu dieser selben Zeit nach Granada kommen, um zu sehen, ob du mir deine Treue bewahrt hast und ob du deinen Irrtümern entsagen willst."

„Und ich,“ sagte Blanka unter heißen Thränen, „ich werde in jedem Jahre deiner harren; bis zu meinem letzten Atemzuge werde ich dir die geschworene Treue bewahren und dich als Gatten empfangen, sobald der Gott der Christen, der mächtiger ist als meine Liebe, dein ungläubiges Herz gerührt hat.“

Aben-Hamet verläßt Granada, günstige Winde bringen ihn schnell an die afrikanische Küste; seine Mutter war gestorben. Er beweint sie, er trauert an ihrem Sarge. Monate fließen dahin; bald zwischen den Ruinen von Karthago umherirrend, bald auf dem Grabe des heiligen Ludwig sitzend, ruft der verbannte Abencerrage sehnsüchtig den Tag herbei, der ihn nach Granada zurückführen soll. Endlich erhebt sich die Sonne dieses Tages; Aben-Hamet besteigt ein Schiff, er läßt das Steuer gen Malaga wenden. Mit welchem Entzücken, mit welcher Freude, die nicht ohne Beimischung von Furcht ist, erblickt er die ersten Vorgebirge von Spanien! Harrt Blanka seiner an jenen Gestaden? Gedenkt sie noch eines armen Arabers, der unter den Palmen der Wüste nicht aufgehört hat, sie anzubeten?

Die Tochter des Herzogs von Santa-Fé war ihrem Schwur nicht untreu geworden. Sie hatte ihren Vater gebeten, sie nach Malaga zu geleiten. Von der Höhe der Berge, welche die unbewohnte Küste umsäumen, folgte sie mit den Augen den fernen Schiffen und den flüchtigen Segeln. Während des Ungewitters betrachtete sie voller Schrecken das vom Sturme gepeitschte Meer. Dann suchte sie gefährliche Stellen auf, die von denselben Wogen bespült wurden, über welche dieselben Stürme hinbrausten, die das Leben Aben-Hamets bedrohten. Wenn sie die Möwe mit ihren langen spitzigen Flügeln dicht über die

Fluten hinstreifen und den Küsten Afrikas zufliegen sah, dann sandte sie mit ihr tausend Worte der Liebe, alle thörichten Wünsche, die einem von glühender Liebe verzehrten Herzen entspringen.

Eines Tages, als sie am Strande umherirrte, gewahrte sie eine lange Barke, deren emporgerichteter Schnabel, überhängender Mast und römisches Segel den zierlichen Stil der Mauren zeigten. Sie eilt an den Hafen, und nicht lange währte es, so nahte mit vollen Segeln das maurische Schiff, die schäumende Flut zerteilend. Ein in prächtige Gewänder gehüllter Maure stand hochaufgerichtet im Vorderteile des Schiffes. Hinter ihm hielten zwei schwarze Sklaven ein arabisches Roß am Zaume, dessen dampfende Nüstern und aufgesträubte Mähne von seinem feurigen Naturell wie von dem Schrecken zeugten, den das Rauschen der Wogen ihm erregte. Die Barke naht, die Segel fallen, sie berührt den Hafendamm, legt sich zur Seite, der Maure springt ans Ufer, seine Waffen berühren klirrend den Boden. Die Sklaven führen den gleich einem Leoparden gefleckten Renner ans Land, der vor Freuden wiehert, als er festen Boden unter den Füßen fühlt. Andre Sklaven tragen mit Vorsicht einen Korb, in welchem auf Palmenblättern eine Gazelle ruht. Die feinen Füße waren unter ihr zusammengebunden, aus Furcht, die schwankende Bewegung des Schiffes könnte sie zerbrechen; sie trug ein Halsband aus Aloesperlen, und auf einem goldenen Plättchen, welches die beiden Enden des Halsbandes zusammenhielt, waren in arabischen Lettern ein Name und ein Talisman eingegraben.

Blanka erkannte Aben-Hamet; sie wagt es nicht, angesichts der Volksmenge ihre Gefühle kundzugeben, sie

zieht sich zurück und beauftragt Dorothea, eine ihrer Frauen, dem Abencerragen mitzuteilen, daß sie ihn im Palast der Mauren erwarte. Aben-Hamet überreichte in diesem Augenblicke dem Gouverneur seinen in azurblauen Lettern auf kostbares Velinpapier geschriebenen und in ein seidenes Futteral eingeschlossenen Firman. Dorothea nähert sich ihm und führt den beglückten Abencerragen zu Blankas Füßen. Welche Seligkeit für beide, sich in treuer Liebe wiederzufinden! Welches Glück, sich nach so langer Trennung wiederzusehen! Wie viel Schwüre, sich stets zu lieben!

Die zwei schwarzen Sklaven führen das numidische Roß herbei, das anstatt des Sattels auf dem Rücken nur ein von einem Purpurgürtel zusammengehaltenes Löwenfell trägt. Darauf wird die Gazelle gebracht. „Sultanin," sagt Aben-Hamet, „hier dies Reh meines Landes ist beinahe ebenso leichtfüßig und behend wie du." Blanka selbst löst die Bande des zierlichen Tieres, das ihr durch die sanftesten Blicke seinen Dank auszudrücken scheint. Während der Abwesenheit des Abencerragen hatte die Tochter des Herzogs von Santa-Fé arabisch gelernt; gerührt las sie ihren eignen Namen auf dem Halsbande der Gazelle. Diese, der Freiheit wiedergegeben, vermochte kaum sich auf den so lange gefesselten Füßen zu halten, sie streckte sich auf dem Boden aus und legte den Kopf in den Schoß ihrer Herrin. Blanka reichte ihr frischgepflückte Datteln und überschüttete mit Liebkosungen diese Hindin der Wüste, deren glänzende Haut den Duft des Aloeholzes und der Rose von Tunis bewahrt hatte.

Der Abencerrage, der Herzog von Santa-Fé und dessen Tochter reisten zusammen nach Granada. Dem

glücklichen Paare gingen die Tage wie in dem verflossenen Jahre dahin. Dieselben Spazierritte, dieselbe innere Trauer bei dem Anblicke der heimatlichen Erde, dieselbe, oder vielmehr eine stets wachsende Liebe, aber auch bei beiden Liebenden das feste Beharren in der Religion ihrer Väter. „Sei ein Christ,“ sagte Blanka, „verehre Mohammed,“ sagte Aben-Hamet, und abermals trennten sie sich, ohne der Leidenschaft zu erliegen, die sie zu einander zog.

Aben-Hamet erschien im dritten Jahre, wie jene Zugvögel, welche im Frühling die Liebe von neuem in unsern Himmelsstrich führt. Er fand Blanka nicht am Ufer, aber ein Brief des angebeteten Mädchens setzte den treuen Araber von der Abreise des Herzogs von Santa-Fé nach Madrid und der Ankunft des Don Karlos in Granada in Kenntnis. Don Karlos war begleitet von einem französischen Gefangenen, einem Freunde von Blankas Bruder. Der Maure fühlte, wie das Herz sich ihm beim Lesen dieses Briefes zusammenzog. Voll düsterer Ahnungen reiste er von Malaga nach Granada. Die Berge erschienen ihm von erschreckender Oede und mehrmals wandte er den Kopf nach dem Ozean zurück, dessen Fluten ihn in das geliebte Land getragen hatten.

Blanka hatte während der Abwesenheit ihres Vaters einen Bruder nicht verlassen wollen, der ihr teuer war, der zu ihren gunsten auf alles, was er besaß, verzichtet hatte, den sie nach siebenjähriger Trennung wiedersah. Don Karlos besaß allen Mut und allen Stolz seiner Nation; furchtbar wie die Eroberer der Neuen Welt, unter denen er seine ersten Waffenthaten verrichtet, fest an seiner Religion haltend, wie die ritterlichen Spanier, die Besieger der Mauren, nährte er in seinem Herzen

gegen die Ungläubigen den Haß, den das Blut des Cid auf ihn übertragen hatte.

Thomas von Lautrec, aus dem erlauchten Hause Foix, in welchem die Schönheit der Frauen und die Tapferkeit der Männer als Familienerbteil galt, war der jüngere Bruder der Gräfin von Foix, und des ebenso kühnen wie unglücklichen Odet de Foix, Herrn von Lautrec. Mit achtzehn Jahren wurde Thomas von Bayard zum Ritter geschlagen, auf jenem Rückzuge über die Sesia, welcher dem Ritter ohne Furcht und Tadel das Leben kostete. Kurze Zeit darauf erhielt Thomas mehrere Stichwunden und wurde zum Gefangenen gemacht, als er sich bei Pavia für den ritterlichen König schlug, der damals alles verlor, nur die Ehre nicht.

Don Karlos de Vivar, Zeuge der Tapferkeit Lautrecs, hatte die Wunden des jungen Franzosen verbinden lassen, und bald entstand zwischen ihnen eines jener festen Freundschaftsbündnisse, die sich auf gegenseitige Achtung und Hochherzigkeit des Charakters gründen. Franz I. war nach Frankreich zurückgekehrt, doch die übrigen Gefangenen gab Karl V. nicht frei. Lautrec genoß die Ehre, die Gefangenschaft seines Königs zu teilen und im Kerker zu seinen Füßen zu schlafen. Nach der Abreise des Monarchen in Spanien zurückgeblieben, wurde er auf sein Ehrenwort hin auf freien Fuß gesetzt, und Don Karlos hatte ihn mit sich nach Granada genommen.

Als Aben-Hamet sich im Palaste des Don Rodrigo einstellte und in den Saal geführt wurde, in welchem die Tochter des Herzogs von Santa-Fé sich befand, wurde er von einer ihm bis dahin unbekannten Herzensqual gefoltert. Zu den Füßen der Donna Blanka saß ein junger Mann, der sie in stummem Entzücken betrachtete. Er

trug Kniehosen aus Büffelleder, ein Wams von derselben Farbe, von einem Gürtel zusammengehalten, an welchem ein mit den Lilien Frankreichs geschmückter Degen hing. Ein seidener Mantel war über die Schultern geworfen, und den Kopf bedeckte ein schmalrandiger Hut mit schwanker Feder; eine heruntergeschlagene Spitzenkrause ließ den Hals frei. Ein Schnurrbart, schwarz wie Ebenholz, gab seinem von Natur sanften Antlitze einen männlichen, kühnen Ausdruck. Die hohen Stiefel, deren Schäfte in vielen Falten auf die Knöchel herabfielen, trugen goldene Sporen, das Zeichen des ritterlichen Standes.

In einiger Entfernung, auf den eisernen Bügel seines Schwertgriffes gestützt, stand ein andrer Ritter, er war wie jener gekleidet, nur schien er älter zu sein. Seine strengen, wenn auch Feuer und Leidenschaft verratenden Züge flößten Achtung und Furcht ein. Auf sein Wams war das rote Kreuz des Calatrava-Ordens und die Devise gestickt: „Für Gott und meinen König."

Unwillkürlich entschlüpfte ein Schrei den Lippen Blankas, als sie Aben-Hamets ansichtig wurde. „Ihr tapferen Ritter," sagte sie sogleich, „hier ist der Ungläubige, von dem ich euch so oft gesprochen; habt acht, daß er den Sieg nicht davontrage. Die Abencerragen waren ihm gleich, und keiner hat sie an Hochherzigkeit, Mut und Ritterlichkeit übertroffen."

Don Karlos schritt Aben-Hamet entgegen. „Edler Maure," sagte er, „von meinem Vater und meiner Schwester habe ich Euren Namen erfahren; man glaubt Euch einem edlen und tapferen Geschlechte entsprossen, Ihr selber habt Euch durch ritterliches Benehmen ausgezeichnet. Bald wird Karl V., mein Gebieter, Tunis mit Krieg überziehen und dann, hoffe ich, treffen wir uns auf dem Felde der Ehre."

Aben-Hamet legte die Hand an sein Herz, ließ sich nieder ohne zu antworten und richtete die Augen unverwandt auf Blanka und Lautrec. Dieser bewunderte mit der seiner Nation eignen Neugier das prächtige Gewand, die glänzenden Waffen, die Schönheit des Mauren; Blanka verriet keine Verwirrung, ihre ganze Seele lag in ihren Augen; die freimütige Spanierin bemühte sich durchaus nicht, das Geheimnis ihres Herzens zu verbergen. Nach einigen Augenblicken des Schweigens erhob Aben-Hamet sich, verneigte sich vor der Tochter des Don Rodrigo und zog sich zurück. Erstaunt über das Gebaren des Mauren und die Blicke Blankas entfernte Lautrec sich mit einem Verdachte, der sich nur zu bald in Gewißheit verwandelte.

Don Karlos blieb allein mit seiner Schwester. „Blanka,“ sagte er zu ihr, „erkläre dich, was veranlaßte die Bewegung, die dich beim Anblicke dieses Fremdlings ergriff?“

„Mein Bruder,“ erwiderte Blanka, „ich liebe Aben-Hamet, und sobald er ein Christ wird, gehört ihm meine Hand.“

„Wie,“ rief Don Karlos, „du liebst Aben-Hamet! Die Tochter der Vivar liebt einen Mauren, einen Ungläubigen, einen Feind, den wir aus diesem Palaste vertrieben haben!“

„Don Karlos,“ entgegnete Blanka, „ich liebe Aben-Hamet, Aben-Hamet liebt mich; während dreier Jahre hat er mir entsagt, um nicht dem Glauben seiner Väter zu entsagen. Er besitzt Adel der Gesinnung, Ehrgefühl, Ritterlichkeit; bis zu meinem letzten Atemzuge werde ich ihn lieben.“

Don Karlos wußte den hochherzigen Entschluß Aben-

Hamets wohl zu würdigen, obwohl er die Verblendung des Ungläubigen beklagte. „Unselige Blanka,“ sagte er, wohin soll diese Liebe dich führen? Ich hatte gehofft, Lautrec, mein Freund, würde auch mein Bruder werden.“

„Du hattest dich getäuscht,“ erwiderte Blanka; „ich kann jenen Fremden nicht lieben. Und meine Gefühle für Aben-Hamet bedürfen bei niemand einer Rechtfertigung. Bleibe deinem Rittereide treu, wie ich dem Schwure meiner Liebe treu bleiben werde. Doch wenn es dich trösten kann, so wisse, daß Blanka niemals die Gattin eines Ungläubigen werden wird.“

„So wird unser Geschlecht vom Erdboden verschwinden!“ rief Don Karlos.

„Lasse du es wieder aufleben,“ sagte Blanka. „Was sollen dir übrigens Söhne, die du in ihrem Mannesalter nicht siehst, und welche dich an Heldensinn und Tugend nie erreichen werden? Don Karlos, ich fühle, daß wir die Letzten unsres Geschlechtes sind; wir entfernen uns zu sehr von der allgemeinen Regel, als daß nach uns unser Stamm noch Blüten treiben könnte! Der Cid war unser Ahnherr, er ist unser Nachruhm.“ Blanka verließ das Gemach.

Don Karlos eilt zu dem Abencerragen. „Maure,“ sagt er zu ihm, „entsage meiner Schwester oder rüste dich zum Kampfe.“

„Hat deine Schwester dich beauftragt,“ fragte Aben-Hamet, „von mir den Eid zurückzufordern, den sie mir geleistet hat?“

„Nein,“ erwiderte Don Karlos, „sie liebt dich mehr als jemals.“

„Ah! Du bist der würdige Bruder Blankas!“ rief Aben-Hamet, ihn unterbrechend, „mein ganzes Glück soll

ich deinem Blute zu danken haben! O, beneidenswerter Aben-Hamet! O glückseliger Tag! ich hielt Blanka des französischen Ritters wegen für ungetreu . . ."

„Und das eben ist dein Unglück," rief seinerseits Don Karlos außer sich; „Lautrec ist mein Freund; ohne dich wäre er mein Bruder. Gib mir Genugthuung für die Thränen, die meine Familie deinetwegen vergießt."

„Ich will es gern," antwortete Aben-Hamet; „doch obwohl einem Geschlechte entsprossen, das vielleicht gegen deine Vorfahren gekämpft hat, bin ich darum noch kein Ritter. Auch sehe ich niemand hier, der mir die Würde verleihen könnte, welche dir gestattet, dich mit mir zu messen, ohne deinem Range etwas zu vergeben."

Don Carlos, über die Bemerkung des Mauren betroffen, blickte ihn mit einer Empfindung halb der Bewunderung, halb des Zornes an. Auf einmal brach er in die Worte aus: „Ich selbst will dich zum Ritter schlagen! Du hast dich dessen würdig gezeigt."

Aben-Hamet beugte das Knie vor Don Karlos, der ihm den Ritterschlag gab, indem er ihm dreimal mit dem flachen Schwerte die Schulter berührte; darauf gürtete Don Karlos ihm denselben Degen um, den vielleicht der Abencerrage ihm in die Brust stoßen sollte. So gebot es die Ehre zu damaliger Zeit.

Beide schwingen sich auf ihre Rosse, verlassen die Mauern von Granada, sprengen bis zu der Quelle bei der Pinie. Schon seit langer Zeit war dieser Quell berühmt geworden durch die Zweikämpfe zwischen Mauren und Christen. Hier hatte Malik Alabes gegen Ponce de Leon das Schwert gezogen, und der Großmeister des Calatrava-Ordens dem tapferen Abayados den Tod gegeben. Noch sah man einzelne Waffenstücke jenes mau-

rischen Ritters an den Zweigen der Pinie hängen, und die Rinde des Baumes zeigte die Spuren einer Grabschrift. Don Karlos wies mit dem Finger auf das Grab des Abayados: „Thue gleich jenem tapferen Ungläubigen und empfange aus meiner Hand die Taufe wie den Tod.“

„Den Tod vielleicht,“ erwiderte Aben Hamet, „doch es lebe Allah und der Prophet!“

Sie nahmen ihre Schwerter und stießen hitzig aufeinander; sie hatten nur ihren Säbel. Aben-Hamet war des Kämpfens weniger kundig als Don Karlos, doch seine vortreffliche, in Damaskus gehärtete Waffe und die Gewandtheit seines arabischen Hengstes verliehen ihm einen Vorteil über seinen Feind. Er warf sein Pferd nach maurischem Brauche zur Seite, und mit seinem scharfen Steigbügel schlitzte er dem Renner des Don Karlos das rechte Bein unter dem Knie auf. Das verwundete Pferd stürzte zu Boden, und Don Karlos, durch diesen glücklichen Stoß abgeworfen, ging mit erhobenem Degen auf Aben-Hamet los. Aben-Hamet springt zur Erde und erwartet unerschrocken seinen Gegner. Er pariert die ersten Stöße des Spaniers, dessen Schwert an der Damaszener Klinge zerspringt. Zweimal vom Glücke genarrt, vergießt Don Karlos Thränen der Wut und ruft seinem Feinde zu: „Stoße zu, Maure, stoße zu. Auch entwaffnet nimmt Don Karlos es mit dir auf, mit dir und deiner ganzen ungläubigen Rasse.“

„Du konntest mich töten,“ erwidert der Abencerrage, „doch nicht einen Augenblick habe ich daran gedacht, dir die kleinste Wunde beizubringen; ich habe dir nur beweisen wollen, daß ich es wert war, dein Bruder zu heißen, und dich zwingen wollen, mich zu achten.“

In diesem Augenblick erhebt sich eine Staubwolke;

mit Windeseile sprengen auf zwei flüchtigen Rennern aus Fez Lautrec und Blanka heran. Sie erreichen den Quell der Pinie und finden den Kampf unentschieden.

„Ich bin besiegt," sagt Don Karlos, „der Ritter hier hat mir das Leben geschenkt. Lautrec, vielleicht werdet Ihr glücklicher sein, als ich."

„Meine Wunden," erwiderte Lautrec in edlem und zugleich verbindlichem Tone, „gestatten mir, den Kampf gegen diesen tapferen Ritter abzulehnen. Ich will die Ursache eures Streites nicht wissen," fügte er errötend hinzu, „und ein Geheimnis nicht durchdringen, das mir vielleicht den Tod ins Herz bringen würde. Bald wird meine Abwesenheit den Frieden zwischen euch wieder herstellen, es müßte denn sein, daß Blanka mir befiehlt, zu ihren Füßen zu bleiben."

„Edler Ritter," sprach Blanka, „Ihr werdet bei meinem Bruder bleiben und mich als Eure Schwester betrachten. Wo fändet Ihr ein Herz, das frei von Schmerzen ist, lernet von uns die Leiden des Lebens ertragen."

Blanka drang in die drei Ritter, sich die Hand zu reichen; alle drei weigerten sich: „Ich hasse Aben-Hamet!" rief Don Karlos. — „Ich beneide ihn," sagte Lautrec. — „Und ich," sprach der Abencerrage, „ich achte Don Karlos, ich beklage Lautrec, doch ich vermag keinen von ihnen zu lieben."

„Lasset uns beisammen bleiben," sagte Blanka, „und früher oder später wird der Achtung die Freundschaft folgen. Möge Granada nie erfahren, welch unglückselige Veranlassung uns hier vereinigt hat."

Aben-Hamet wurde seit diesem Augenblicke der Tochter des Herzogs von Santa-Fé noch tausendmal teurer; der

Liebe gefällt die Tapferkeit, und der Abencerrage besaß alle Vorzüge, da er heldenmütig war und Don Karlos ihm das Leben verdankte. Dem Rate Blankas folgend, unterließ es Aben-Hamet, sich während einiger Tage im Palaste zu zeigen, um Don Karlos Zeit zu gönnen, seinen Zorn zu bekämpfen. Süße und auch schmerzlich bittere Empfindungen erfüllten die Seele des Abencerragen; wenn einerseits die Gewißheit, so treu und leidenschaftlich geliebt zu werden, ein unerschöpflicher Quell der Beseligung für ihn war, so drückte anderseits die Ueberzeugung, niemals glücklich werden zu können, ohne der Religion seiner Väter zu entsagen, den Mut Aben-Hamets nieder. Schon waren mehrere Jahre dahingegangen, ohne seinen Leiden Heilung zu bringen. Sollte er solcherweise den Rest seines Lebens verfließen sehen?

Eines Abends, er hatte sich in die ernstesten und zugleich süßesten Betrachtungen vertieft, vernahm er die Klänge der Glocke, welche die Christen zum Gebete ruft, das den Schluß des Tages anzeigt. Es kam ihm der Gedanke, in den Tempel des Gottes seiner geliebten Blanka zu treten und sich um Trost und Rat an den Beherrscher der Natur zu wenden.

Er tritt auf die Straße, er gelangt an die Thür einer ehemaligen, von den Gläubigen in eine Kirche umgewandelten Moschee. Das Herz von Trauer und Andacht ergriffen, dringt er in den Tempel, der früher seinem Gott geweiht war. Das Gebet war beendet, die Kirche verlassen. Ein mystisches Dunkel herrschte zwischen den zahllosen Säulen, die man für die in regelmäßigen Reihen gepflanzten Bäume eines Waldes hätte halten können. Die zierliche Architektur der Araber hatte sich mit gotischer Architektur vermischt und, ohne von ihren anmutigen

Formen etwas einzubüßen, sich dem ernsteren, zu andächtiger Betrachtung geeigneteren Stil angepaßt. Einige Lampen erhellten kaum die gewölbten Bogengänge, doch in dem Scheine der brennenden Wachskerzen strahlte der Altar des Heiligtums von Gold und köstlichen Steinen. Der Spanier setzt seinen Stolz darein, sich seiner Kostbarkeiten zu berauben, um die Gegenstände seines Kultus damit zu schmücken, und das unter Spitzengewebe, unter Perlenkronen und Diademe aus Rubinsteinen aufgestellte Bild des lebendigen Gottes wird von einem halbnackten Volke verehrt.

Kein Sitz war in dem weiten Mittelschiffe zu sehen, Marmorfliesen, die auf Särgen ruhten, dienten Hoch und Gering, sich vor dem Herrn niederzuwerfen. Aben-Hamet schritt langsam durch die verödeten Gänge, die nur von seinen Tritten widerhallten. Sein Herz war geteilt zwischen den Erinnerungen, welche dieser, ursprünglich dem maurischen Kultus geweihte Tempel in ihm wachrief, und den Empfindungen, welche die Religion der Christen in seiner Seele erweckte. Am Fuß einer Säule sah er eine unbewegliche Gestalt, die er im ersten Augenblicke für eine auf einem Grabe errichtete Statue hielt. Er nähert sich ihr, er unterscheidet einen knieenden jungen Ritter mit ehrfurchtsvoll gebeugter Stirne und mit über die Brust gekreuzten Armen. Er machte keine Bewegung bei den Schritten Aben-Hamets; nichts was mit der äußeren Welt zusammenhing schien ihn in seinem tiefinneren Gebet stören zu können. Vor ihm auf dem Boden lag sein Schwert, neben ihm auf den Marmorfliesen der federgeschmückte Hut, er schien wie durch einen Zauberspruch in diese Stellung gebannt zu sein. Es war Lautrec. „Ach,“ sagte der Abencerrage zu sich selber, „der junge, schöne

Fremdling bittet den Himmel um irgend eine besondere Gunst; der ritterliche Held, der sich durch seinen Mut schon ausgezeichnet hat, erschließt hier sein Herz dem Beherrscher des Himmels, wie der Geringsten und Niedrigsten einer. Warum sollte ich nicht auch zu dem Gott des Ruhmes und der Ehre beten?"

Und Aben-Hamet war im Begriff, sich auf den Marmor niederzuwerfen, als sein Auge auf arabische Lettern und einen Vers aus dem Koran fiel, die unter einem zerbröckelten Gypsüberzuge zum Vorschein kamen. Gewissensbisse bemächtigen sich seiner und er verläßt eilends den Tempel, in dem er seinen Glauben und seiner Heimat beinahe abtrünnig geworden wäre.

Die Begräbnisstätte, welche die ehemalige Moschee umgab, war ein mit Orangen, Cypressen und Palmen bepflanzter Garten, den zwei Quellen bewässerten; rings um ihn zogen sich Kreuzgänge. Aben-Hamet, unter einem Bogen durchschreitend, gewahrte eine Frau, die im Begriff war, in die Kirche zu treten. Trotzdem ein Schleier das Gesicht verhüllte, erkannte er die Tochter des Herzogs von Santa-Fé; er hält sie zurück und spricht zu ihr: „Suchst du Lautrec hier in dem Tempel?"

„Laß deine niedrige Eifersucht," erwiderte Blanka; „wenn ich dich nicht mehr liebte, würde ich es sagen und es verschmähen, dich zu täuschen. Ich komme hierher, um für dich zu beten; du allein bist der Gegenstand meiner Wünsche, ich vergesse mein Seelenheil um des deinigen willen. Du durftest mich nicht mit dem Gifte deiner Liebe berauschen, oder du mußtest einwilligen, dem Gott zu dienen, dem ich diene. Du hast den Frieden meiner Familie zerstört; mein Bruder haßt dich, meinen Vater drückt der Gram nieder, weil ich mich weigere, einen

Gatten zu wählen. Bemerkst du nicht, daß der Kummer meine Gesundheit untergräbt? Siehst du diese Stätte des Todes? Bald werde ich hier ruhen, wenn du dich nicht beeilst, am Fuße des Altars der Christen das Gelübde meiner Treue zu empfangen. Der Zwiespalt in meinem Herzen untergräbt allmählich mein Leben; die Leidenschaft, die du mir einflößest, wird meine schwache Kraft nicht immer aufrecht erhalten; und um in deiner Sprache zu reden, o Maure, bedenke, das Feuer, welches die Fackel entzündet, ist auch das Feuer, welches sie verzehrt."

Blanka trat in die Kirche und ließ Aben-Hamet von ihren letzten Worten niedergeschmettert zurück.

Es ist geschehen; der Abencerrage ist überwunden, er will den Irrtümern seines Glaubens entsagen; lange genug hat der Kampf gedauert. Die Sorge, Blanka dem Tode nahe zu bringen, verdrängt jede andre Empfindung in dem Herzen Aben-Hamets. „Und vielleicht," sagte er zu sich selbst, „ist der Gott der Christen der wahre Gott? Gewiß ist, daß er der Gott der edlen Seelen ist, da Blanka, Don Karlos und Lautrec ihn als ihren Gott verehren."

Sich mit solchen Gedanken tragend, erwartete Aben-Hamet voller Ungeduld den nächsten Tag, um Blanka von seinem Entschlusse in Kenntnis zu setzen und ein Leben der Trauer und der Thränen in ein Leben der Freude und des Glückes umzuwandeln. Erst am Abend konnte er sich in den Palast des Herzogs von Santa-Fé begeben. Er erfuhr, daß Blanka mit ihrem Bruder im Palast des Generalife weile, wo Lautrec ein Fest gab. Aben-Hamet, von neuem Argwohn gequält, eilt der Spur Blankas nach. Lautrec errötete, als er den Abencerragen erscheinen sah, und Don Karlos empfing den Mauren mit kühler, doch achtungsvoller Höflichkeit.

Lautrec hatte in einem der Säle des Generalife, der Rittersaal geheißen, die köstlichsten Früchte Spaniens und Afrikas auftragen lassen. Rings um den Saal hingen die Bilder der Fürsten und Ritter, welche über die Mauren gesiegt hatten: der Cid, Gonsalvo von Cordova, und unter ihren Bildnissen war das Schwert des letzten Königs von Granada befestigt. Aben-Hamet verschloß seinen Schmerz in sich und, die Gemälde betrachtend, sagte er nur wie der Löwe in der Fabel: „Wir verstehen nicht zu malen."

Der hochherzige Lautrec, welcher bemerkte, wie die Augen des Abencerragen wider seinen Willen sich dem Schwerte Boabdils zuwandten, sagte zu ihm: „Edler Maure, hätte ich vorausgesehen, Ihr würdet mir die Ehre erweisen, zu diesem Feste zu kommen, so hätte ich Euch nicht hier empfangen. Es ist nichts Ungewöhnliches, ein Schwert zu verlieren, und ich habe den tapfersten der Könige das seinige seinem glücklicheren Feinde übergeben sehen!"

„Ach!" rief der Maure, sich mit einem Zipfel seines Gewandes das Gesicht verhüllend, „wer es verliert, wie Franz I., doch wie Boabdil! . . ."

Es war Nacht geworden, man brachte hohe Armleuchter mit brennenden Kerzen, der Gegenstand der Unterhaltung wechselte. Don Karlos wurde gebeten, die Eroberung Mexikos zu erzählen. Er sprach mit jenem, dem Spanier eignen beredten Pathos von jenem unbekannten Erdstriche. Er schilderte das Unglück Montezumas, die Sitten der Amerikaner, die Wunder kastilianischer Tapferkeit, und selbst die Grausamkeiten der spanischen Soldaten, die seiner Ansicht nach weder Tadel noch Lob verdienten. Seine Worte entzückten Aben-Hamet, dessen Vorliebe für wunderbare Geschichten sein arabisches Blut verriet. Er seinerseits entwarf ein Bild des oben auf den Trümmern

von Konstantinopel neu errichteten Ottomanischen Kaiserreiches, nicht ohne mit Bedauern des ersten Reiches Mohammeds zu gedenken, jener glücklichen Zeiten, da das Oberhaupt der Gläubigen Sobeida, die Blume der Schönheit, die Bezwingerin der Herzen neben sich glänzen sah und jenen hochherzigen Ganem, der aus Liebe Sklave geworden. Lautrec wiederum schilderte den Liebeshof Franz I., die aus dem Schoße der Barbarei sich entwickelnden Künste, die Ehre, die Treue, das ganze Rittertum der alten Zeiten, vereint mit den feineren Sitten fortgeschrittener Jahrhunderte, hier gotische Türme, dort griechische Säulenordnung, die gallischen Damen, die Pracht ihrer Gewänder durch athenienſische Eleganz erhöhend.

Nach diesen anziehenden Schilderungen nahm Lautrec, welcher der Göttin des Festes seine Huldigung darbringen wollte, eine Guitarre und sang folgende Romanze, die er nach einer aus den Bergen seiner Heimat stammenden Melodie in Musik gesetzt:

In meiner Brust wogt auf und nieder
Ein Ton aus unserm Frankreich wieder,
Da klingt es nach wie Lust und Schmerz
Und Lieder —
Wie sehnt sich, Schwester, heimatwärts
Mein Herz!

Denkst du der Tage längst vergangen,
Da von der Mutter Arm umfangen
An ihrer Brust die Kinderschar
Gehangen?
Wie heilig da ihr silbern Haar
Uns war!

Und denkst du noch der Pfeilerhallen,
Um die der Dore Fluten wallen,
Des alten Mohrenturms, der tief-
Metallen
Mit Glockenmund, wenn alles schlief,
Uns rief?

Denkst du des Sees, vom Forst umzogen,
Von Schwalben streifend überflogen,
Wo säuselnd sich das Schilf zur Flut
Gebogen,
Wenn Ihr im Schoß des Abends Glut
Geruht?

Wer gibt mir meine Eichenhaine
Und Berge wieder? Wer die Eine,
Um die in täglich neuem Schmerz
Ich weine?
Ach, ewig sehnt sich heimatwärts
Mein Herz!*)

Als Lautrec die letzte Strophe beendete, trocknete er mit dem Handschuh eine Thräne, welche die Erinnerung an das schöne Frankenland ihm entlockt. Die schmerzliche Sehnsucht des schönen Gefangenen fand lebhaftes Mitgefühl bei Aben-Hamet, der wie Lautrec, den Verlust seiner Heimat beklagte. Als er gebeten wurde, nun auch die Guitarre zu nehmen, entschuldigte er sich, da er nur eine Romanze kenne und diese den Christen nicht angenehm zu hören sei.

„Wenn die Ungläubigen darin unsern Sieg beklagen," bemerkte Don Karlos verächtlichen Tones, „so mögt Ihr nur singen; Thränen sind den Besiegten gestattet."

„Ja," sagte Blanka, „deshalb haben unsre Vorfahren, die einst unter dem Joch der Mauren seufzten, uns so viele traurige Weisen hinterlassen."

Da sang Aben-Hamet die Ballade, die ihn ein Dichter aus dem Geschlechte der Abencerragen gelehrt hatte:

König Don Juan der Starke,
Reitend durch das Thal des Xenil,
Sah auf steiler Bergeslehne
Spaniens Wunderstadt Granada.

---

*) Die Uebersetzung dieses Gedichts ist Geibel und Leuthold entlehnt.

Holde Stadt,
Dir, Granada,
Gäb ich gerne
Meine Hand und
Meine Seele;
Also rief der Heldenkönig.

Wirst du einstens mir Gemahlin,
Bring' ich dir zur Morgengabe
Cordova, dazu Sevilla,
Schönsten Schmuck und
Feinste Perle,
Ja das Schönste
Sei bestimmt für unsre Liebe.

Und Granada spricht zum König:
Großer Fürst des Reiches Leon,
Schon vermählt bin ich dem Mauren,
Drum behalte deine Gaben.
Schöner Kinder
Reichen Gürtel
Gab mir Allah,
Dies sind seine Prachtgeschenke.

Also sprachst du einst, Granada,
Dürftest heute nicht so reden,
Denn dein Schmuck ist längst geschwunden,
Deine Krone ist gesunken,
Ach, des Christen
Raub geworden
Ist schon lange
Des Abencerragen Erbe.

Nimmer wird das Schiff der Wüste
Zu dem Quell im Löwenhofe
Einen frommen Pilger tragen,
Also stand's im Buch des Schicksals.
Ach, des Christen
Raub geworden
Ist schon lange
Des Abencerragen Erbe.

Seht Ihr dort die Pracht Alhambras?
Stolzer ist nicht Allahs Wohnsitz.

Droben murmeln kühle Brunnen,
Drunten rauscht im Thal der Xenil.
Ach, des Christen
Raub geworden
Ist schon lange
Des Abencerragen Erbe!

Dies Klagelied in seiner rührenden Einfachheit hatte sogar das Herz des stolzen Don Karlos bewegt, trotz der Verwünschungen gegen die Christen. Er hätte es vorgezogen, selber nicht zu singen, doch aus rücksichtsvoller Höflichkeit gegen Lautrec glaubte er den Bitten desselben nachgeben zu müssen. Aben-Hamet reichte die Guitarre dem Bruder Blankas, der die Heldenthaten des Cid, seines berühmten Ahnherrn, in folgenden Strophen besang:

Fort nach Afrikas Gestaden
Zieht es heut den tapfern Cid.
Vor Chimenen sich verbeugend,
Spricht er diese Abschiedsworte:

Geh, bekämpfe mir den Mauren,
Also sprachst du zu Rodrigo;
Komm als Sieger dann zurücke,
Ruhmgekrönt und hoch an Ehre.

Reiche mir den Helm, die Lanze.
Mein Panier sei deine Liebe,
Und mein Schlachtruf, heut' wie ehdem:
Meine Dame und die Ehre!

Ritterlichen Sanges rühmet
Sich der Maure; doch er wisse,
Mein Gesang wird ewig leben,
Denn er singet Lieb' und Ehre.

Durch die Thäler Andalusiens
Klingt es einst im Heldenliede:
Seinem Leben zog Rodrigo
Vor Chimenen und die Ehre.

Don Karlos' Haltung war so stolz und edel, während er jene Worte mit kraftvoller, vibrierender Stimme sang, daß man ihn für den Cid selber hätte halten können. Lautrec teilte die kriegerische Begeisterung seines Freundes, doch der Abencerrage erblaßte bei dem Namen des Cid.

„Jener Ritter," sagte er, „den die Christen den Helden der Schlachten nennen, heißt bei uns der Grausame. Wenn er ebenso edelmütig wie tapfer gewesen wäre! . . ."

„Sein Edelmut," erwiderte lebhaft Don Karlos, Aben-Hamet unterbrechend, „übertraf noch seine Tapferkeit, und nur die Mauren können einen Helden verleumden, welcher der Stammvater meines Geschlechtes war."

„Was sagst du?" rief Aben-Hamet, von dem Polster aufspringend, auf dem er halbliegend geruht hatte, „du zählst den Cid unter deinen Vorfahren?"

„In meinen Adern fließt sein Blut," erwiderte Don Karlos, „und an dem Haß, der mir im Herzen glüht gegen die Feinde meines Gottes, erkenne ich mich als seines edlen Blutes."

„So seid ihr," sagte Aben-Hamet, die Blicke auf Blanka richtend, „dem Geschlechte jener Vivar entsprossen, die nach der Eroberung von Granada Haus und Herd der unglücklichen Abencerragen zerstörten und einem greisen Ritter jenes Namens, welcher die Wohnstätte seiner Väter verteidigen wollte, den Tod gaben?"

„Maure!" rief Don Karlos von Zorn entbrannt, „wisse, daß ich keine Fragen dulde. Ist der Besitz der Abencerragen auf uns übergegangen, so haben meine Vorfahren ihn um den Preis ihres Blutes erkauft und verdanken ihn nur ihrem Schwerte."

„Noch ein Wort," sagte Aben-Hamet in immer steigender Erregung, „in unserm Exil blieb es uns unbekannt,

daß das Geschlecht der Vivar den Titel ‚Herzöge von Santa-Fé‘ trug, und dies veranlaßte meinen Irrtum.“

„Dieser Titel,“ antwortete Don Carlos, „wurde jenem Vivar, dem Besieger der Abencerragen, von Ferdinand dem Katholischen verliehen.“

Das Haupt Aben-Hamets sank auf seine Brust herab; Don Karlos, Lautrec und Blanka, in deren Mitte er stand, betrachteten ihn mit erstaunten Blicken. Zwei Thränenströme stürzten ihm aus den Augen auf den in seinem Gürtel steckenden Dolch. „Verzeiht mir,“ sagte er; „ein Mann sollte nicht weinen, ich weiß es wohl; auch werden in Zukunft meine Thränen nur im geheimen fließen, denn ich habe vieles zu beweinen; hört mich an:

„Blanka, meine Liebe zu dir gleicht den versengenden Winden Arabiens. Ich fühlte mich besiegt, ich vermochte nicht ohne dich zu leben. Gestern, als ich den französischen Ritter im Gebet erblickte, als ich auf der Begräbnisstätte des Tempels deine Worte hörte, faßte ich den Entschluß, zu deinem Gott zu beten und dir meinen Glauben zu opfern.“

Eine Bewegung der Freude von seiten Blankas und der Ueberraschung von seiten des Don Karlos unterbrach Aben-Hamet; Lautrec begrub das Gesicht in beide Hände. Der Maure erriet seinen Gedanken, und mit herzzerreißendem Lächeln den Kopf schüttelnd, sagte er: „Ritter, verliere nicht alle Hoffnung; und du, Blanka, wirst auf immer den Letzten der Abencerragen beweinen!“

Blanka, Don Carlos, Lautrec, alle drei erheben die Hände zum Himmel und rufen aus: „Den Letzten der Abencerragen!“

Darauf herrscht tiefe Stille; aller Herzen schlagen in Furcht, Hoffnung, Haß, Liebe, Staunen, Eifersucht;

Blanka fällt auf die Kniee nieder. „O Gott der Gnade," ruft sie, „du rechtfertigst meine Wahl! ich konnte nur den Abkömmling eines Heldengeschlechtes lieben!"

„Meine Schwester," sagte Don Karlos erzürnt, „bedenke, daß Lautrec vor dir steht."

„Don Karlos," sagte Aben-Hamet, „besänftige deinen Zorn; meine Worte werden euch allen die Ruhe wiedergeben." Und sich an Blanka wendend, die sich auf ein Polster niedergelassen hatte, fuhr er fort:

„Huri des Paradieses, Göttin der Liebe und der Schönheit, Aben-Hamet wird dein Sklave bleiben, bis er seinen letzten Seufzer aushaucht, doch erfasse den ganzen Umfang seines Unglücks. Der von deinem Ahnherrn erschlagene Greis war der Vater meines Vaters; vernimm noch ein Geheimnis, das ich dir verborgen habe oder vielmehr, das du mich hast vergessen lassen. Als ich zum erstenmal diese an düsteren Erinnerungen so reiche Heimat besuchte, hatte ich vor allem die Absicht, einen Nachkommen der Familie Vivar aufzusuchen, an dem ich Rache nehmen könnte für das von seinen Vorfahren vergossene Blut."

„Und nun," fragte Blanka mit schmerzerfüllter Stimme, die aber den Ausdruck einer großen Seele trug; „welches ist dein Entschluß?"

„Der einzige, der deiner würdig ist," antwortete Aben-Hamet, „dich deines Eides entbinden, durch ewige Entfernung und durch meinen Tod dem Hasse, welchen unser beiderseitiger Gott, unser Vaterland und unser Geschlecht zwischen uns gelegt hat, Genüge leisten. Wenn je mein Bild deinem Herzen entschwindet, wenn die Zeit, welche alles zerstört, das Andenken des Letzten der Abencerragen deinem Gedächtnisse entführt . . . dann . . . dieser

französische Ritter ... du schuldest dieses Opfer deinem Bruder."

Lautrec erhebt sich mit Ungestüm, er wirft sich dem Mauren in die Arme. „Aben-Hamet," ruft er aus, „glaube nicht, mich an Edelmut zu übertreffen; ich bin Franzose, Bayard schlug mich zum Ritter, für meinen König habe ich mein Blut vergossen; ich werde, meinem Vorbild und meinem Fürsten nachstrebend, ohne Furcht und ohne Tadel sein. Bleibst du unter uns, so werde ich Don Karlos inständig bitten, dir die Hand seiner Schwester zu gewähren; verlässest du Granada, wird nie ein Wort von Liebe die Seele deiner Geliebten beunruhigen. Du sollst den unseligen Gedanken nicht mit in die Verbannung nehmen, Lautrec, für deine Tugend unempfindlich, könne sich dein Unglück zu nutze machen!"

Und der junge Ritter zog den Mauren mit dem Feuer und dem Ungestüm des Franzosen an seine Brust.

„Ihr edlen Ritter," nahm darauf Don Karlos das Wort, „nicht anders ließ es sich von euren erlauchten Geschlechtern erwarten. Aben-Hamet, an welchem Zeichen kann ich Euch als den Letzten der Abencerragen erkennen?"

„An meinem Benehmen," antwortete Aben-Hamet.

„Ich bewundere es," sagte der Spanier, „doch ehe ich mich ferner ausspreche, gebt mir ein Kennzeichen Eurer Geburt."

Aben-Hamet zog aus seinem Busen den Erbring der Abencerragen, den er an einer goldenen Kette trug.

Als er dieses Merkzeichens ansichtig wurde, streckte Don Karlos dem unglücklichen Aben-Hamet die Hand hin. „Edler Ritter," begann er, „ich achte Euch als Edelmann und echten Sprößling der Könige. Ihr ehrt mich durch Eure Absichten auf meine Familie, und ich nehme

den Kampf an, den Ihr heimlich zu suchen kamt. Werde ich besiegt, so sollen alle meine Güter, ehemals die Euren, Euch getreulich übergeben werden. Verzichtet Ihr auf den Kampf, so nehmet an, was ich Euch meinerseits zu bieten habe: werdet Christ und empfanget die Hand meiner Schwester, um welche Lautrec für Euch geworben hat."

Die Versuchung war groß; doch sie überstieg nicht die Kräfte Aben-Hamets. Wenn auch die Liebe mit allgewaltiger Macht zu dem Herzen des Abencerragen sprach, so erfaßte er anderseits nur mit Abscheu den Gedanken, das Blut der Verfolger mit dem Blute der Verfolgten zu vermischen. Er glaubte den Schatten seines Ahnherrn aus dem Grabe herauffsteigen zu sehen, ihm diese frevelhafte Verbindung vorzuwerfen. Von den schmerzlichsten Gefühlen durchdrungen, ruft Aben-Hamet aus: „Ach, muß ich hier so edlen Seelen, so hochherzigen Menschen begegnen, nur um so grausamer zu empfinden, was ich verliere! Möge Blanka mein Urteil sprechen, möge sie mir sagen, was ich thun soll, um mich ihrer Liebe würdiger zu zeigen!"

Blanka ruft aus: „Kehre in die Wüste zurück!" und sinkt ohnmächtig zu Boden.

Aben-Hamet warf sich vor ihr nieder, bezeigte Blanka so große Verehrung, wie einem Engel des Paradieses und entfernte sich, ohne ein einziges Wort zu sprechen. In derselben Nacht noch reiste er nach Malaga und ging hier an Bord eines Schiffes, welches auf seiner Fahrt Oran berührte. In der Nähe dieser Stadt fand er die Karawane, welche alle drei Jahre Marokko verläßt, Afrika durchwandert, sich nach Aegypten begibt, um in Jemen mit der nach Mekka bestimmten Karawane zusammenzutreffen. Aben-Hamet gesellte sich zu der Zahl der Pilger.

Blanka, deren Leben im Anfang gefährdet war, genas von langem, schwerem Leiden. Lautrec, seinem Versprechen, das er dem Abencerragen gegeben, getreu, entfernte sich und nie störte ein Wort seiner Liebe oder seines Schmerzes den Trübsinn der Tochter des Herzogs von Santa-Fé. In jedem Jahre, zu der Zeit, wo ihr Geliebter von Afrika zurückzukommen pflegte, irrte Blanka in den Bergen bei Malaga umher, sie setzte sich auf einen Felsen, betrachtete das Meer, die fernen Schiffe und kehrte darauf nach Granada zurück; den Rest ihrer Tage verbrachte sie zwischen den Ruinen der Alhambra. Sie klagte nicht, sie weinte nicht, sie sprach niemals von Aben-Hamet, ein Fremder hätte sie für glücklich halten können. Sie überlebte ihre Familie. Ihren Vater tötete der Gram, und Don Karlos fiel in einem Duell, bei welchem Lautrec ihm als Sekundant gedient. Von dem Schicksale Aben-Hamets wurde nie etwas bekannt.

Verläßt man Tunis durch das Thor, welches zu den Ruinen von Karthago führt, so gelangt man auf einen Kirchhof; in einem Winkel desselben, unter einem Palmbaume, zeigte man mir ein Grab, dem man die Bezeichnung „das Grab des Letzten der Abencerragen“ gegeben hat. Es hat an sich nichts Merkwürdiges, ein schmuckloser, flacher Stein bedeckt es, nur hat man nach maurischem Brauch in die Mitte des Steines mit dem Meißel eine leichte Vertiefung gehöhlt. In dieser Grabesurne sammelt sich das Regenwasser, mit dem die Vögel des Himmels unter jener glühenden Sonne ihren Durst stillen.

K er